

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Rembrandt als Erzieher

Langbehn, Julius

Leipzig, 1890

II. Deutsche Wissenschaft

[urn:nbn:at:at-ubi:2-5537](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-ubi:2-5537)

Politik gehört; Bismarck selbst hat bekannt, daß die tiefste Quelle seines politischen Handelns Religiosität sei. Religion Philosophie Politik Poesie bildende Kunst führen schließlich auf eine gemeinsame Quelle zurück: Echtheit der Gesinnung, Treue gegen sich selbst, Wahrheitsliebe. Hier liegt das Zentrum der Menschennatur; bewegt sich dasselbe dem geistigen Weltzentrum parallel, so sind die Handlungen des Menschen richtig; und je klarer sich der Einzelne dieses inneren Zusammenhanges seines Selbst mit dem Weltganzen bewußt ist, desto besser ist es für ihn. So hat es Rembrandt gemacht.

Mangel an
Philosophie.

Das Gefühl für den direkten Zusammenhang der einzelnen und einzelnen natürlichen wie menschlichen Erscheinungen mit dem großen und einheitlich ausstrahlenden Weltganzen ist der heutigen Wissenschaft durchgängig verloren gegangen; insofern ist sie unphilosophisch und irreligiös zu nennen. Da man könnte noch weiter gehen; man könnte sagen, daß sie in wesentlicher Hinsicht geistlos sei; denn Geist ist eben: die Beziehung aller Theile zum Ganzen und des Ganzen zu allen seinen Theilen. Die heutige Wissenschaft schwelgt in Einzelheiten; sie hat sich wie manchem ihrer Verehrer damit den Magen verdorben. Denkende Künstler verlangt man schon lange und neuerdings sogar „denkende Dienstmädchen“; sollte man nicht auch das Recht haben, denkende Gelehrte zu verlangen? In der großen Mühle des Spezialisismus werden die geistigen Individualitäten, welche sicherlich jetzt in nicht geringerer Zahl und Güte vorhanden sind als je, geradezu zerpulvert; und ohne ausgesprochene wie ausgebildete Individualitäten giebt es keinerlei selbstständige Produktion. Daher denn das Vorherrschen und Vordringen der Mittelmäßigkeiten im heutigen wissenschaftlichen Leben; die geistigen Persönlichkeiten sterben aus und Nummern treten an ihre Stelle. Scharfblickende und unparteiische Beobachter haben Das schon längst erkannt; „diese Menschen sitzen sämmtlich wie die Raupe auf einem Blatt; Jeder meint, seines sei das beste, und um den Baum kümmern sie sich nicht“ berichtet schon H. von Kleist; und wie sehr hat sich diese Gattung seitdem vermehrt. „Studirende und Studirte aller Art gehen in der Regel auf Kunde aus, nicht auf Einsicht“ bemerkt Schopenhauer; und „in allen diesen Fragen halte ich von der Wissenschaft gerade so wenig, wie in der Beurtheilung irgend welcher anderen organischen Bildungen“ sagte Bismarck einmal in offenem Reichstag. Schöpfung und Beurtheilung organischer Bildungen ist aber die höchste Aufgabe, welche dem Menschen überhaupt gesetzt ist; und es scheint, daß die jetzige Wissenschaft dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen ist; hier liegt ihr Todeskeim. Es wäre von Nutzen, wenn sich heutige Forscher über diesen Thatbestand ernstlich Rechenschaft geben wollten; ihn abzuleugnen, hilft zu Nichts; eine Reaktion nach der entgegengesetzten Seite ist ebenso nützlich wie nothwendig. Und sie wird sicherlich stattfinden, wenn die Wissenschaft an der Umbildung des innerdeutschen Lebens nach der künstlerischen Seite hin, welche sich

jetzt vollzieht, möglichst Antheil nimmt; dann werden ihre Aufgaben, ihre Methoden, ihre Mittel, ihre Ziele sich in mancher Hinsicht ändern müssen. Wissen ist Stückwerk, Können ist Ganzwerk. Das Schöpferische liegt schon im Worte Kunst selbst ausgedrückt; es ist vom Können abgeleitet und im aktiven Sinne angewandt; eine Sache „können“ heißt hier: sie ins Leben rufen können, sie schaffen können; schaffen kann aber, unter allen Umständen, nur der ganze Mensch.

Viemehr die Wissenschaft sich, innerhalb der ihr gezogenen Grenzen, nach einer künstlerischen Richtung hin entwickelt, desto eher wird sie dem ihr jetzt anhaftenden Fluch des Spezialisismus entgehen. Diese Umwandlung kann und soll sich auf sehr verschiedenen Gebieten vollziehen; aber wenn sie in richtiger Weise geschieht, so wird sie sich im Zeichen Rembrandt's vollziehen. Ist es auch nur eine „Wirkung in die Ferne“, welche der große Mann hier ausübt, so ist es darum doch nicht minder eine sichere und heilsame Wirkung. Rembrandt ist der Vertreter des Künstlerischen und Echten, des Subjektiven und Nationalen innerhalb der deutschen Bildung; und als solcher hat er auch hier zu wirken. Eine mehr philosophische Behandlung der Wissenschaft — also eine solche, welche die Einzelsächer der Forschung in eine direkte Verbindung zum Weltganzen einerseits und zur menschlichen Natur andererseits setzt — ist das einzige Mittel zur Bekämpfung des heutigen Spezialisismus. Und weil alle Philosophie von künstlerischer Art ist, so wird damit auch die Wissenschaft, in den jeweilig einzelnen Richtungen ihrer Thätigkeit, sich künstlerischer gestalten; nicht als ob sie deshalb an Schärfe der Beobachtung und der anzuwendenden Forschungsmethode verlieren sollte; aber wohl in dem Sinne, daß die Ergebnisse dieser Methode nur als Material zu dem einheitlichen Bau einer so oder so zu formenden Weltanschauung aufgefaßt werden. Also: die Ergebnisse der heutigen Wissenschaft sollen nicht als geistige Erzeugnisse letzter, sondern nur als solche vorletzter Instanz angesehen werden. Sie sollen das Material liefern, mit dem der philosophische oder sonstige Künstler operirt, um zu schaffen; und die Forscher sollen, soweit es ihnen möglich ist, selbst schaffend thätig sein; und, soweit ihnen dies nicht möglich ist, sich in aufrichtiger Bescheidenheit den schaffenden Geistern von einst und jetzt unterordnen. Es ist das Prinzip der echten Aristokratie: daß Jeder an seinem Plage soviel gelten soll, wie er ist; daß aber auch Niemand mehr gelten soll, als er ist; und daß er sich daher Höherstehenden willig unterzuordnen hat. In einem wirklich vornehmen Geistesleben, wie es doch den Deutschen zu wünschen ist, muß dies Prinzip herrschen; und wenn es zu seiner berechtigten Geltung, auch innerhalb der Wissenschaft gelangt, so wird es derselben den demokratischen Charakter nehmen, welcher ihr jetzt noch vielfach anhaftet und allem Wissen, bloß als solchem, stets anhaften wird. Eine philosophische und antispezialistische Auffassung der Wissenschaft vermag also das geistige Niveau derselben zu heben; indem das verstandes-

mäßige Wissen seine Ansprüche herabdrückt, wird die wirkliche Wissenschaft ihre Leistungen herausrücken; und das würde einen Bildungsfortschritt bezeichnen.

Die mikro-
skopische
Weltanschau-
ung.

Ein solcher philosophischer Betrieb der Wissenschaften würde sich, wenn man individuelle Tendenzen von rein persönlicher Art außer Acht läßt, in mannigfachster Art äußern; zunächst dem Weltganzen gegenüber; oder genauer gesagt im Gebiet der Naturwissenschaften. Das Auge des deutschen Forschers, welches zumeist mit einer Brille bewaffnet ist, ist zu sehr auf's Kleine gerichtet; es hat dadurch, im innerlichen Sinne, den weiten Weltblick verloren. Die Natur rächt sich; einzelne Sinne können nur geschärft — oder vielmehr zugespitzt — werden auf Kosten des ganzen Menschen; und damit geht das Gleichgewicht seiner geistigen Existenz verloren. Schon Spinoza, der zwar kein Gelehrter, aber wohl ein Denker und theilweise ein Künstler war, hält es nicht für rathsam, im physischen und geistigen Sinne allzusehr in's Kleine zu gehen; „die schönste Hand, durch's Mikroskop betrachtet, wird uns gräßlich vorkommen“ hat er weise und warnend bemerkt. Er spricht damit nicht nur eine philosophische und künstlerische sondern ganz besonders eine naturwissenschaftliche Wahrheit aus. Andere sekundiren ihm. Goethe wollte vom Gebrauch des Mikroskops nichts wissen; und so absurd auch den Meisten heutzutage eine derartige Anschauung scheinen mag; sie ist doch, innerhalb gewisser Grenzen, berechtigt. Man darf sich über das innerste und bestimmte Gefühl eines großen Mannes nicht so ohne weiteres hinwegsetzen. Sollten nicht, wie gewisse Ton- und Farbenschwingungen über die Aufnahmefähigkeit der normalen menschlichen Sinne hinausreichen, so auch gewisse Erkenntnißschwingungen über die Aufnahmefähigkeit einer gesunden menschlichen Seele hinausreichen? Und hat der Erfolg jenen beiden Denkern und Dichtern nicht etwa Recht gegeben? Hat die wissenschaftliche spezialistische mikroskopische Kultur von heute die menschliche Seele als solche wohl bedeutend vorwärts gebracht? Man muß diese Frage verneinen. Verschlöße man die Augen nicht vor ihr; versuche die Wissenschaft lieber, sich wieder zum Goethe'schen makroskopischen Standpunkt zu erheben; sie braucht den Geist der scharfen Beobachtung darum nicht aufzugeben; sie soll ihn nur unterordnen dem Geist der Betrachtung. Thatsachen sind subaltern; und eine bloße Wissenschaft der Thatsachen ist deshalb immer subaltern; sie bedeutet kaum mehr als eine bloße Wissenschaft der Doktrinen. Nur eine Wissenschaft der Gesetze, eine Wissenschaft des Geistes, eine Wissenschaft des Lebens kann wirklich Wissenschaft genannt werden; und diese steht der Kunst sehr nahe. Einige ganz praktische Beispiele mögen genügen, um den Schaden anzudeuten, welchen ein Beharren und Aufgehen der Wissenschaft in dem rein mikroskopischen Standpunkt der letzteren unter Umständen zufügen können. Der größten naturwissenschaftlichen Entdeckung dieses Jahrhunderts, der Robert Mayer'schen Wärmetheorie, wurde in dem seinerzeitigen und auch noch

jetzigen Moniteur der Physiker, Boggendorf's Annalen, die Aufnahme zum Druck versagt, als ihr Urheber sie dort zuerst bekannt machen wollte. Er sandte dieselbe, klar und bündig in einem Aufsatz von acht Seiten ausgesprochen, an die betreffende Redaktion; diese wies den Aufsatz als untauglich zurück. Die kleinen Entdeckungen präkonisirt man und die großen läßt man laufen. Mehr oder minder hat sich dergleichen freilich zu allen Zeiten ereignet; aber das Charakteristische und Neue ist, daß man dergleichen heutzutage für unmöglich erklärt; die Unwahrheit und der Hochmuth der Gegenwart äußert sich darin, daß sie sich besser dünkt als andere Zeiten. Es verhält sich gerade umgekehrt; es ist jetzt wie je; und vielleicht nur ein wenig ärger. Auch in der Geschichtswissenschaft fehlt es nicht an ähnlichen Beispielen. Der Hermes des Praxiteles z. B. wurde sogleich nach seiner Auffindung von einem angesehenen archäologischen Fachmann für „späte römische Arbeit“ erklärt; wer späte römische Arbeiten kennt, weiß, welch ein Grad von künstlerischer Rohheit und Werthlosigkeit damit bezeichnet werden sollte; bei etwas mehr künstlerischem Blick würde dem betreffenden Herrn ein solches Urtheil und der deutschen Wissenschaft ein solches — Erlebniß erspart geblieben sein. Wie sehr und wie lange man die nützlichen Arbeiten Schliemann's anseindete, ist bekannt. In diesen Fällen, deren Zahl sich noch beträchtlich vermehren ließe, fehlte es einfach an makroskopischem Blick; und doch wohl nur, weil allzuviel mikroskopischer Blick vorhanden war. Es ist, als ob der große und allumfassende Geist Goethe's das Unheil vorausgesehen hätte, welches die mikroskopisch beobachtende und mikroskopisch denkende Wissenschaft, also der Spezialis-

Spezialis-
mus.

mus von heute dem deutschen Gesamtleben zufügen würde. Verachte man darum seine Ansicht nicht so sehr; sein Widerwille gegen das Mikroskop galt dem Spezialisismus von heute; der nicht nur eine freiere und tiefere Gestaltung der Einzelwissenschaften, sondern auch alles echte und freie Menschenthum unterdrückt. Der Künstler steht immer auf Seite des letzteren; so Goethe; so Rembrandt und viele Andere. Sie sind, menschlich wie geistig genommen, Antimikroskopiker.

Es giebt kaum einen größeren Gegensatz zu den mittelalterlichen Miniaturen, als ihn die Rembrandt'sche Malerei darstellt; wie jene mikroskopisch so schildert diese makroskopisch; und zuweilen selbst bis zu einem Grade, daß er dem Laien als undeutlich verwischt verblasen erscheint. Aber hier, wo man seine Schwäche zu erkennen glaubt, beginnt erst seine Größe; die Weite des Blicks ist es, welche ihn scheinbar über die Dinge hinweg, wirklich aber ihnen ins Herz hineinschauen läßt. Eine öde Dünenlandschaft, von seiner Hand gemalt, bewegt sich in so feinen und vornehmen Farbenakkorden, daß dieselben für Auge und Sinn eines Durchschnittsmenschen entschieden als zu hoch oder zu tief gegriffen erscheinen; aber dergleichen Fehler verzeiht man ihm gern. Es sind umgekehrte Majestätsverbrechen; Verbrechen, welche aus einer überlegenen Majestät des Geistes entstehen; und die nur vor dem unsichern

Forum der großen Masse als solche gelten. Seine scheinbare Schwäche und wirkliche Stärke theilt Rembrandt hier mit Goethe; und es wäre nicht so übel, wenn die deutsche Wissenschaft sich als dritte im Bunde erweise. Möge man immerhin mikroskopisch beobachten; aber möge man makroskopisch denken; denn Das heißt philosophisch denken. „Was ist, ist vernünftig“ sagt Hegel; und so scheint auch jenem Spezialisismus eine gewisse geschichtliche Nothwendigkeit zu Grunde zu liegen; aber freilich nur, insofern er eine vorübergehende Erscheinung ist. Wie die deutsche Malerei sich aus dem Engen und Kleinlichen der mittelalterlichen Technik zu dem Weiten und Freien der Rembrandt'schen Kunst entwickelte; wie sie aus klösterlicher Beschränktheit sich zu schöpferischem Weltblik erhob; und wie jene, in mancher Hinsicht, sogar eine nothwendige Vorstufe des letzteren war: so mag auch das einseitige Spezialisistenthum des deutschen Geisteslebens der Gegenwart nur die nothwendige Vorstufe einer künftigen vorzugsweise weiten und freien Geistesentwicklung sein. Vielleicht wird die Raupe, von der H. von Kleist sprach, noch einmal zum Schmetterling.

Tektonik der
Natur.

Es giebt jetzt schon wissenschaftliche Geistesoperationen, welche künstlerischen Geistesoperationen sehr verwandt sind. Und zwar ist dies gerade innerhalb der reinsten und abstraktesten aller Wissenschaften der Fall, in der Mathematik. Es giebt mehr oder minder „elegante“ Arten, ein mathematisches Problem zu lösen; die eleganteste Art, also nach einer rein formalen und sozusagen künstlerischen Begründung, gilt auch nach wissenschaftlichem Begriff für die beste. Die Wissenschaft geht hier, von innen heraus, bereits in Kunst über. Ebenso wird die Naturwissenschaft ihre Aufgabe am besten lösen, wenn sie in ähnlicher Weise künstlerischen Tendenzen folgt. Unter den möglichen Einzelsfächern der Naturwissenschaft ist ein einzelnes noch nicht angebaut und fast nicht einmal als möglich erkannt; dennoch kommt ihm unmittelbar nach der Mathematik der erste Rang zu; es ist dasjenige Fach, welches man als „Tektonik der Natur“ bezeichnen könnte. Diese wird sich, eben auf Grund der reinen Mathematik, mit den mathematisch-künstlerischen Strukturverhältnissen der Naturwesen zu beschäftigen haben; die Formen und Formenverhältnisse eines jeden organischen Wesens, nach deren tektonischem und künstlerischem Werthe, fallen in ihren Bereich; sie giebt, wenn man will, eine künstlerische Grammatik der Natur. Da man von einer „Grammatik der Ornamente“ schon längst spricht, dürfte der erstere Ausdruck nicht zu gewagt sein; er greift nur weiter, als der letztere; denn es handelt sich hier um eine Grammatik nicht nur todter sondern auch lebendiger, nicht nur ornamentaler sondern auch struktiver Formen. Einzelne, aber unter sich ganz zusammenhangslose Versuche sind auf diesem Gebiet bereits gemacht worden: Ansätze zu einer späteren einheitlichen Auffassung desselben, aber auch nicht entfernt der wirkliche Anfang einer solchen. Freilich ist die Aufgabe umfassend genug. Der weitsehende Geist eines niederdeutschen Künstlers und Kunstdenkers, Semper's, hat

gelegentlich diese neue Wissenschaft gestreift; und Karl von Baer, der selbstständigste Gegner oder vielmehr Berichtiger der Darwin'schen Lehre, hat ebendasselbe von der naturwissenschaftlichen Seite her gethan. Er hat darauf hingewiesen, daß die Entwicklung des Gehirns und der Sprachorgane beim Menschen allein durch seinen aufrechten Gang bedingt werden; daß dieser den ganzen Bau des menschlichen Körpers sowie überhaupt erst die Statuirung einer besonderen zoologischen Gattung „Mensch“ ermöglicht; daß der Mensch nicht sprechen und folglich nicht denken könnte, wenn er nicht aufrecht ginge; daß der Geist des Menschen, mag er nun sonst sein was er will, auf alle Fälle erst ein Ergebniß seiner besonderen körperlichen mathematisch-künstlerischen Strukturverhältnisse ist. Der Mensch ist ein denkendes Wesen, weil er eine gerade Linie bildet. Schiller's „es ist der Geist, der sich den Körper baut“ gilt daher auch in umgekehrtem Sinne; die äußeren sinnlichen Formenverhältnisse des menschlichen Körpers, in ihrer Summe, geben eine Silhouette des inneren geistigen Lebens, welches ihn beseelt; und zwar in genereller wie individueller Hinsicht.

Welchen Reichthum von künstlerischer Form und Farbe z. B. der Körper eines geschlachteten Kindes enthält, hat Rembrandt mit seinem betreffenden Bilde im Louvre gezeigt; für den, der zu sehen vermag, lehrt es jeder Fleischerladen; die Struktur Gliederung Abtönung der Formen geht bis ins Einzelnste; und dennoch schließen sie sich zu voller und geschlossener Wirkung zusammen. Es ist eine lebendige farbige gluthvolle Architektur; die Trümmer von Palmyra oder Athen sind nicht schöner als die eines thierischen Organismus. Auch Tizian und Rubens haben sie sich gern zum Vorwurf genommen; von Männern der Wissenschaft ist diese ihre Bedeutung freilich wenig gewürdigt worden. Vitruv berichtet, daß die alten Griechen ihre Tempelbauten den Maßen des menschlichen Körpers anpaßten. Und wenn Christus diesen ausdrücklich einen „Tempel“ nennt, so ist das mehr als ein Vergleich; es ist künstlerische Anschauungsweise; ja ein künstlerisches Urtheil. Wenn er die „Lilien auf dem Felde“ dem höchsten ihm bekannten Kunstwerk, dem salomonischen Prachtbau vorzieht; wenn er diese beiden „Kunstwerke“ mit einander vergleicht; wenn er sie überhaupt unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt bringt: so zeigt Das, wie richtig er, obwohl oder weil er kein Naturforscher war, die künstlerische Seite der Natur erkannte. Er faßte sie menschlich auf und darum wahr. Darwin, der dem Christenthum nicht übel wollte, hätte mehr von ihm lernen sollen; und was von ihm, gilt von der gesamten heutigen Wissenschaft; sie ist Christusscheu menschen-scheu kunst-scheu.

Darwin's eigentliche Schwäche liegt darin, daß er dieses künstlerische Element in der Natur so gut wie ganz ignorirt; er konstatirt Einzelheiten und verliert darüber die Einheit des Weltbildes aus dem Auge; ihm fehlt der philosophische Zug. Dieser hervorragendste Vertreter der heutigen Wissenschaftlichkeit bethätigt die unplastische und unkonstruktive Sinnesart,

Darwin.

welche in geistigen Dingen den Engländern oft eigen ist; dieselben geben in historischen Biographien, statt eines abgeschlossenen Bildes, gern nur Haufen von Materialien; Darwin, der die Biographie der Welt schreiben will, macht es ebenso. Er liefert Bausteine, kein Gebäude. Darwin hat in seinen Lebenserinnerungen die ihm selbst, wie er sagt, unverständliche Thatsache verzeichnet, daß der ihm in seiner Jugendzeit in hohem Grade eigenthümliche Sinn für Kunst und Poesie mit seiner Vertiefung in naturwissenschaftliche Studien stetig abgenommen habe und schließlich zu seinem eigenen Leidwesen ganz verschwunden sei. Diese Thatsache ist außerordentlich belehrend; eine Naturforschung, welche den Kunstsinne erstickt, ist sicher einseitig; und daher nicht die rechte. Der menschliche Geist athmet, von rechts wegen, ein und aus; er hat in der Natur die Kunst und in der Kunst die Natur aufzusuchen. Erst der mathematische und tektonische Aufbau der einzelnen Naturwesen entscheidet endgültig über ihre Stellung zu einander sowie zu dem sie umfassenden Erd- und Weltganzen. Ein Beispiel für andere sei erwähnt. Innerhalb der Botanik sind rein mathematische Formengesetze, so das des goldenen Schnitts, als weitverbreitet und von hoher Bedeutung für die Gesamtentwicklung der Pflanzenwelt erst neuerdings nachgewiesen worden. Ein vollendeter Wohlklang der Form-, Maß- und Zahlenverhältnisse des Naturlebens giebt sich hier in überraschender Weise kund. Er bewegt sich in regelmäßigen Rhythmen, in harmonischen Akkorden, in streng gesetzmäßiger Folgerung und eröffnet so für eine künftige Naturforschung die allermerkwürdigsten Perspektiven.

Kepler.

Im größten Maßstabe und mit glänzendstem Erfolg ist jene echt künstlerische und echt philosophische Denkmethode schon früh von dem bedeutendsten Vertreter der Wissenschaft, welchen Deutschland je gehabt hat, von Kepler auf die Astronomie angewandt worden; nach seiner eigenen ausdrücklichen Erklärung gelangte er von Forderungen rein und durchaus künstlerischer Art, von dem Suchen nach Einfachheit und Harmonie und Ausgleich innerhalb des Weltgebäudes, zu seinen unsterblichen Theorien. Er suchte nach der „elegantesten“ Lösung des ihm vorliegenden Problems; und er fand sie. Er hat die Sphärenmusik demonstriert, welche Plato einst ahnte; diese Art von Musik gilt auch für irdische Sphären und Atmosphären; sowie für Das, was sie an lebenden Wesen beherbergen. Wie jedes organische Geschöpf in seiner sinnlich wahrnehmbaren Existenz physikalischen und chemischen Gesetzen folgt, so folgt es in und während dieser Existenz auch künstlerischen Gesetzen; jene hat man längst in den Bereich der Naturwissenschaften gezogen; diese harren noch ihrer Ausbeutung ja nur ihrer Konstatirung. Alle drei Arten von Gesetzen stehen begreiflicherweise unter sich in einem nothwendigen Zusammenhange; ihn zu erkennen nachzuweisen darzustellen, ist eines der höchsten und vielleicht das höchste Ziel aller Naturwissenschaft. Ist dasselbe erreicht, so wird die Naturwissenschaft einen künstlerischen Zug gewinnen, der den ihr sonst so gern

anhaltenden Zug zum Materialismus und Mechanismus erfolgreich neutralisirt. Es wird dann eine Art von künstlerischer Mathematik geben; sie wird die erweiterte Umkehrung jener mathematischen Kunst sein, welche sich in der oben erwähnten „eleganten“ Lösung mathematischer Probleme äußert; nicht umsonst hat unter den alten Philosophen Plato und unter den neueren Spinoza auf „Geometrie“ ein so hohes Gewicht gelegt. Erdmessenkunst, richtig verstanden, ist Weltmessenkunst; und zwar nicht nur im räumlichen, sondern auch im geistigen Sinne; wer die Welt zu messen vermag, vermag sie auch zu begreifen; und wer sie begreifen kann, kann sich ein Bild von ihr machen; er gewinnt eine Weltanschauung. So mündet die Naturwissenschaft in die Philosophie. Was Architektur für die bildende Kunst, eben das ist Architektonik für die denkende Kunst d. h. die Philosophie; nämlich die Grundlage, der Rahmen und zugleich der Kern ihres ganzen Wesens. Man spricht vom Bau des menschlichen Körpers sowie vom Bau der Welt; aber man sollte diesem künstlerischen Begriff auch innerlich gerecht werden; und ganz besonders auf wissenschaftlichem Gebiet. Von dem Verhältniß der Wissenschaft zur Kunst gilt genau Dasselbe, was man von dem Verhältniß der Vernunft zur Religion gesagt hat; wenig Vernunft führt von Gott ab, viel Vernunft führt zu ihm zurück; wenig Wissenschaft führt von der Kunst ab, viel Wissenschaft führt zu ihr zurück. Die Wissenschaft wird zur Kunst und die Kunst wird zur Religion — wenn beide sich hoch steigern. „Ich suche in mir den Gott, den ich außer mir überall finde“ lautet ein Ausspruch Kepler's. Der bedeutendste deutsche Forscher sagt also genau Dasselbe über die Motive seiner Handlungsweise aus, was der bedeutendste deutsche Politiker über sie aussagte; je ein Niederdeutscher und ein Oberdeutscher von bestem Schlage stimmen hierin überein; so müssen diese Motive denn doch wohl von echt deutscher Art sein. Zu ihnen sollte auch die deutsche Wissenschaft zurückkehren: zu Gott, zur Philosophie, zur Kunst.

Eine derartige höchst künstlerische und zugleich höchst wissenschaftliche Auffassung der Natur würde erst eine wahrhaft objektive Darstellung derselben ermöglichen; die Einheit des Geistes der Natur spiegelt sich gewissermaßen parallel wider in der Einheitlichkeit des Aufbaues ihrer Organe; und dieser Aufbau selbst, wie jeder einheitliche Aufbau eines Organismus, fällt deshalb unter den Begriff des Künstlerischen. Die künstlerische Weltanschauung ist also nun scheinbar eine subjektive, in Wirklichkeit aber die einzig objektive; da die Welt ein in sich zusammenhängendes und geschlossenes Ganzes bildet — was kein Vernünftiger leugnen wird — so ist nur diejenige Weltanschauung eine objektive, welche den einzelnen Organen dieses Ganzen, innerhalb desselben und in stetem Hinblick auf dasselbe, ihren richtigen Platz anweist: der Spezialist kann nicht objektiv sein. Denn Einzelheiten, welche aus dem Zusammenhang eines ganzen herausgerissen werden, geben sowohl von diesen Einzelheiten selbst wie von dem Ganzen,

Die künstlerische Weltanschauung.

welchem sie ursprünglich angehören, ein falsches Bild. Eine Weltanschauung, die so verfährt, schießt. Die jetzige Wissenschaft ist stolz auf ihre Objektivität; aber sie vergißt leicht, daß Farblosigkeit und Monotonie nicht Wahrheit ist; daß es in der Welt, physisch und geistig, nichts völlig Farbloses giebt; und daß darum wahr und objektiv wahr nach dem Umfang menschlicher Kräfte nur das ist, was die Welt und ihren Bau wie in der Form so auch in der Farbe parallel widerspiegelt. Die Dinge empfangen physisch ihre Schattirung und demnach auch ihre Färbung durch die Stellung, welche sie zu einer beliebigen, aber stets zentral ausstrahlenden Lichtquelle einnehmen; man wird sie also auch geistig nur dann richtig beurtheilen, wenn man ihre Stellung zu der sie schattirenden, abtönenden, färbenden zentralen Lichtquelle — zum Geiste des Weltganzen — ganz und voll in Betracht zieht. Insofern man diesen zentral wirkenden Weltgeist mit dem Namen „Gott“ bezeichnet, ist der Beruf der Wissenschaft vorzugsweise ein göttlicher; er ist aber auch zugleich vorzugsweise ein menschlicher; Das darf man nicht vergessen. Die höchste wissenschaftliche Wahrheit findet sich in der Mathematik; man könnte sie das Gerippe aller Dinge nennen; sie wirkt, wie ein Gerippe, mehr durch Form als durch Farbe und führt so leicht zu einer mechanischen Weltanschauung. Aber man darf nie vergessen, daß das Gerippe kein Mensch ist. „Die Welt hat die Form eines Menschen“ sagt Svedenborg tiefsinnig; diese Meinung ist nicht so unwahrscheinlich oder unbegreiflich, wie sie auf den ersten Blick erscheint; denn Parallelität ist immer gegenseitig; ist der Mensch ein Mikrokosmos so muß auch die Welt ein Makroanthropos d. h. ein Mensch im Großen sein. Selbstverständlich ist dies nicht äußerlich sondern innerlich zu nehmen; organische Bezüge haben eben überall etwas Verwandtes; und jeder Organismus ist im Grunde ein Bild des andern. Es hängt nur von der poetischen Freiheit ab, wie man jeweilig in der Auswahl dieser Bilder verfahren will; Svedenborg, der den Menschen wählte, beging damit einen sehr naheliegenden Anthropomorphismus. Ebensowohl könnte man der Welt die Gestalt eines Eies oder, wie es die nordische Sage thut, diejenige eines Baumes geben; ja der früheste und klarblickendste aller künstlerischen Geister, denen wir unsere Bildung verdanken: Homer verwendete ebendasselbe dichterische Mittel, um das Gesamtleben der Menschheit zu veranschaulichen; sie ist ihm ein Baum, als dessen Blätter die einzelnen Menschen grünen und welken. Das Wesentliche bleibt jedoch immer, daß die Welt eine organische und nicht eine mechanische Einheit darstellt; darin stimmt der altgriechische mit den altgermanischen Sängern, der nordische Seher Svedenborg mit der Anschauungsweise eines jeden echt deutsch denkenden Geistes überein. Diese Anschauung ist also, im besten Sinne des Worts, eine volkstümliche; und sie ist, gegenüber der heute vielfach herrschenden rein materiellen und mechanischen Weltanschauung, die höhere eben weil sie die tiefere ist. Organismus gilt mehr als Mechanismus;

der Deutsche sollte sich von diesem zu jenem aufschwingen; eben jener Mechanismus ist das „Skelett im Hause“ der deutschen Bildung. Auch für die Wissenschaft darf das Gerippe, also der rein mechanische Bau des Menschen wie der Welt, nicht Zweck sondern stets nur Mittel sein; Zweck ist für sie, wie für jede menschliche Thätigkeit, der ganze Mensch; diese ihre aufbauende Mission beachtet und betrachtet man gegenwärtig viel zu wenig. Prometheus setzte den Göttern Knochen statt Fleisch vor; das deutsche Volk wird sich von seinen Professoren nicht ebenso abspesen lassen; oder sollte es doch geschehen, wird auch hier der That die Strafe auf dem Fuße folgen.

Die falsche Objektivität ist vor Allem zu bekämpfen. Kaltblütigkeit ist nützlich und auch ein Frosch hat kaltes Blut; aber die Froschperspektive ist deshalb doch nicht die richtige Perspektive, um die Welt zu beurtheilen. Das vorige Jahrhundert, in seinem Idealismus, sah die Welt aus der Vogelperspektive an; dieses, in seinem Spezialismus, sieht sie aus der Froschperspektive an; hoffentlich wird das nächste, in seinem Individualismus, sie aus der für den Menschen einzig berechtigten, nämlich aus der menschlichen Perspektive ansehen. Der Mensch schwebt weder in den Wolken noch hockt er im Sumpfe; aber steht, mit festem Fuß, auf der Erde; dies gilt für seine physische sowohl wie seine geistige Existenz. Swedenborg sagt einmal, in seiner feinsinnigen allegorischen Weise und mit fast mehr als dantesker Kürze und Trefflichkeit: der Geist des Aristoteles sei ihm erschienen und habe zu ihm gesprochen, „dumpf aber vernünftig“. Aristoteles ist der geistige Vater alles Dessen, was wir heute Wissenschaft nennen; und so ist denn auch in die letztere etwas von seinem Charakter übergegangen; sie ist vernünftig aber sie ist auch „dumpf“. Sie spricht nicht in dem hellen frischen Herzenston, welcher der voraristotelischen griechischen und auch sonst jeder aufsteigenden nationalen Bildung eigen ist. Zu diesem Ton soll sie zurückkehren; und sie kann es ja soll es, ohne ihre „Vernunft“ aufzugeben. Wie die Bildung, nach dem obigen Schiller'schen Ausspruch stets von der Natur durch die Unnatur zur Natur zurückschreitet; so schreitet sie auch zunächst zu „dumpfer“ und darauf zu heller Existenz fort; die Deutschen befinden sich jetzt an der Schwelle des Uebergangs von der zweiten zur dritten Stufe dieses Kreislaufes. Die Natur, welche durch die Wissenschaft hindurchgegangen ist, wird zur Kunst. Die Deutschen hatten ihr natürliches oder naives Zeitalter; sie haben dann ihr wissenschaftliches oder bewußtes Zeitalter gehabt; und sie werden nun ihr künstlerisches oder naiv-bewußtes Zeitalter haben. Dieses krönt erst ihre Bildung. Es liegt demnach im eigenen Interesse dieses Volkes, sich in den beiden vorbereitenden Bildungsstadien nicht länger aufhalten zu lassen, als unbedingt nöthig ist; auf die mittelalterliche oder Ritterzeit ist die neuere oder Professorenzeit gefolgt; jetzt wird die neueste oder Menschenzeit kommen. Der heutige Deutsche hat sich demnach zwischen „Mensch“ und „Professor“ zu entscheiden.

Die falsche
Objektivität.

Wenn die Wissenschaft, welche wesentlich Sache des Verstandes ist, ins Gebiet des Kopfes gehört, so gehört die Kunst, welche den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, wesentlich ins Gebiet des Herzens; beide aber sind auf einander angewiesen. Es ist ein Zeichen von sittlicher wie geistiger Unreife, wenn das Herz den Kopf ignoriren will; so ging es theilweise der Bildung des vorigen Jahrhunderts; aber es ist ein Zeichen von sittlicher wie geistiger Altersschwäche, wenn der Kopf das Herz ignoriren will; so geht es vielfach der Bildung dieses Jahrhunderts. Vorzüglich in dem heutzutage ganz überwiegend unkünstlerischen, weil spezialistischen und mechanischen Betrieb der Wissenschaft äußert sich dies. Hier thut eine Wiedergeburt noth. „Hat ein Professor wohl ein Herz?“ fragte einst Lessing; „hat ein Professor wohl einen Kopf?“ möchte man jetzt fragen, wenn man sieht, wie der Sinn für das Gesamtleben der Welt so manchen lehrhaften Größen der Gegenwart abgeht. Die deutsche „Universität“ gehört auch zu jenen Dingen, welche sich mit der Zeit in ihr vollständiges Gegenheil verkehrt haben; von rechtswegen sollte eine solche Anstalt „Spezialität“ heißen; denn sie enthält nur Spezialitäten. Jeder Professor vertritt gegenwärtig eine solche; darauf ist er stolz. Aber eine Ansammlung von hundert Spezialitäten, ganz äußerlich neben einander gestellt, giebt noch lange keine Universität; „hundert graue Pferde machen noch keinen Schimmel“ sagt Goethe sehr treffend; Universalität kann nur von innen heraus gewonnen werden; sie ist eng verbunden mit Menschlichkeit. Wenn das Alte Testament sich nicht zur rechten Zeit ins Neue Testament verwandelt, so wird es zum Talmud; es ist aber nicht zu wünschen, daß die deutsche Wissenschaft zur Talmudwissenschaft werde; einen Anflug davon hat sie schon. Die Universitäten werden erst wieder blühen, wenn sie ihrem Namen wieder Ehre machen; wenn die Spezialitäten sich dem „Universum“ wieder zuwenden und — sich ihm unterordnen. Hier kommt zur geistigen Seite der Frage eine sittliche Seite derselben hinzu. „Der Professor ist eine Person, Gott ist keine“ hat Goethe schon in vernichtender Ironie geurtheilt und sich damit als Künstler genau zu derselben Meinung bekannt, wie sie der Kritiker Lessing in obigen Worten aussprach. Diese zwei Stimmen von früher wiegen wohl den einen Spezialisten von heute auf; denn im Grunde giebt es nur einen einzigen Spezialisten; eben weil einer gerade wie der andere beschaffen und also keiner je als Einzelperson zu rechnen ist. Es sind Nummern; bald von höherem bald von geringerem Betrage; aber immer nur Nummern. Denn ein Mensch, der nicht individuell ist, ist nicht existent. Der Spezialist hat seine Seele dahingegeben; ja man darf sagen, daß der Teufel ein Spezialist sei; wie Gott sicher ein Universalist ist. Wer eine Seele hat, hält zu ihm. Universalismus und Individualismus aber gehen stets Hand in Hand; wie Makrokosmos und Mikrokosmos; und wie die Kunst mit allem Großen, was die Menschenbrust bewegt. Also weniger Brille und Mikroskop, mehr Auge und Herz

braucht der heutige Deutsche, als er bis jetzt besitzt; er soll mehr den Spuren seiner künstlerischen als seiner gelehrten Landsleute folgen; und unter jenen steht Rembrandt in erster Linie. Es ist wahr, seine Malerei gleicht mitunter einem umgestürzten Farbentopf; wenigstens für Den, welcher den tieferen Sinn derselben nicht erkennt; aber es wäre gut, wenn die heutige deutsche Bildung, der man nachgerade die Rippen auf dem Leibe zählen kann, zunächst wieder etwas weniger Form und etwas mehr Farbe bekäme. Mit der Farbe würde sie auch Seele bekommen; und Seele ist es, was sie braucht; Gespenster sind farblos und blutlos; das graue Gespenst — einer falschen Bildung — ist in dieser Hinsicht sogar echter als das in Deutschland schon hinlänglich bekannte rothe Gespenst. Aber es kann durch frische lebensvolle Erscheinungen beschworen werden; Rembrandt ist, als Person wie als Typus genommen, eine solche; darum ist gerade ein Maler, wie er, das passendste Ideal für die jetzige junge deutsche Generation.

Die geschichtliche deutsche Vergangenheit, als eine Bildungsschule für die Zukunft, will ebenfalls in diesem Sinne behandelt sein; nur so vermag sie wahrhaft anregend und befreiend zu wirken. Die deutsche Geschichtsschreibung kann nicht künstlerisch genug denken. Ihrer bisherigen Art von Objektivität fehlt häufig das so unentbehrliche Gegengewicht einer entsprechenden starken Subjektivität; auch hier herrschte bis jetzt mehr Verstand als Seele; auch hier gilt es nunmehr das ethische Element offen an die Spitze zu stellen. Die logische Entwicklung der Thatsachen erschöpft die Aufgabe des Geschichtsschreibers nicht; Ethik ist mehr als Logik; und sie soll darum auch mehr bedeuten. Der alte Gegensatz zwischen Schloffer und Ranke, welcher so lange zu Gunsten des Letzteren verschoben war, muß sich wieder etwas zu Gunsten des Ersteren ändern, wenn das normale geistige Gleichgewicht hergestellt werden soll. Das vielfach mißverständene Wort von der Goethe'schen Weltliteratur darf nicht zu weit ausgedehnt werden. Bei aller Schärfe und Klarheit der Beobachtung wie Darstellung ist etwas Tonloses, Farbloses, ja etwas zwar nicht sittlich aber doch geistig Charakterloses in der Ranke'schen Geschichtsschreibung; sie zeichnet weit mehr als daß sie malt; und es ist doch nicht zu leugnen, daß Letzteres gerade so sehr zur Aufgabe des Geschichtsschreibers gehört wie Ersteres. Die Weite des Horizontes allein genügt nicht, um ein Bild groß erscheinen zu lassen; es bedarf auch des entsprechenden Vordergrundes; und dieser, das tiefe Pathos der Gesinnung, fehlt bei Ranke. Er verfällt dadurch theilweise dem: *summum jus, summa injuria*. „Ein Maler muß malen können“ rief man einst mit vollem Recht Cornelius zu; und man könnte es mit nicht minderem Recht Ranke zurufen. Die Werke Beider werden, trotz ihrer vorhandenen großen Vorzüge, nie ins Herz des Volks eindringen, weil sie nicht aus dem Herzen des Volks geflossen sind. In diesem Punkte leisteten sonst ganz unbeholfene altdeutsche Maler,

Geschichtsschreibung.

wie Wohlgemuth, und sonst ganz unkritische altdeutsche Geschichtschreiber, wie Aventinus, bedeutend mehr; und selbst in neuerer Zeit hat der vielfach angefeindete und jetzt mit Unrecht fast vergessene Gervinus, in seiner Geschichte der deutschen Dichtung, Dasselbe geleistet. Es wird die Aufgabe der künftigen deutschen Geschichtschreiber sein, die edle Subjektivität dieser deutsch fühlenden Männer mit der kritischen Zuverlässigkeit Ranke's zu verbinden. Man spricht nicht umsonst von Farbensattheit; und insofern diese Eigenschaft der Ranke'schen Geschichtschreibung fehlt, könnte man sie eine hungrige nennen; es hat auch seine Rehrseite, wenn man, unter Verzicht auf jedes persönliche Urtheil, rein sachlich sein will. Dergleichen erinnert stark an römische Rechtsprinzipien; in der That möchte man eine solche Gesinnung und Geschichtschreibung mehr römisch als deutsch nennen; jedenfalls ist sie ihrem Wesen nach international. Das volle Einsetzen der überzeugten Persönlichkeit, die ethische Darstellungsweise eines Schlosser, muß dem gegenüber als eine spezifisch deutsche Geistesthätigkeit bezeichnet werden. Sie ist dem Prinzip der Rembrandt'schen Malerei verwandt; sie gründet sich auf innere Wärme, nicht auf innere Kälte; sie wendet sich an die oberen, nicht an die unteren Kräfte des Geistes. Wollte die deutsche Geschichtschreibung von heute in diesem Sinne weiterarbeiten, so würde sie wieder einen nationalen Geist gewinnen; so würde wasserklare Objektivität der Darstellung nicht ihr einziges Ideal sein; so würde sie neben Ranke noch andere Götter kennen.

Philologie.

Ranke bezeichnet also nicht den Anfang, sondern das Ende einer großen Periode der deutschen Geschichtschreibung; dieselbe beginnt mit Niebuhr; Schlosser und Gervinus begleiten sie als Neben- und Gegenströmungen. Die Geschichtschreibung der Zukunft wird keiner dieser Richtungen einzeln huldigen dürfen; sie wird gleichermaßen eine Geschichtschreibung des Geistes wie eine solche des Charakters sein müssen. Das Wasser der Objektivität ist gut; aber der Wein der Begeisterung darf auch nicht fehlen; beides mit einander erst giebt die rechte Mischung. Die Griechen hielten es für barbarisch, Wein allein zu trinken; die Deutschen sollten es für barbarisch halten, Wasser allein zu trinken — auf geistigem Gebiet. Ohne Enthusiasmus ist, nach Goethe, eine Kunst nicht denkbar; und so auch nicht die Kunst der Geschichtschreibung — dies Wort im weitesten Sinne genommen und auf die verschiedensten Fächer der Historie, auch auf die philologischen angewandt. Wie wenig begeisternd die letzteren heutzutage in Deutschland wirken, weiß Jedermann; hier thäte es vor Allem noth, dem unendlich strömenden Wasser einmal wieder etwas Wein beizumischen; diese Empfindung hat das deutsche Volk schon längst. Die Gesinnung eines Boeckh und Welcker ist im heutigen Deutschland selten geworden, wo nicht verschwunden. Katalogisiren inventarisiren registriren ist zuweilen nothwendig; aber sowie es in einer Bildung überwiegt, stirbt dieselbe; eine Literatur von Handbüchern, seien letztere nun gut oder schlecht, ist

eine durchaus todtgeborene. Sapiunt ex indicibus: sie haben ihre Weisheit aus den Registern — der Bücher nämlich und nicht aus den Büchern selbst, hat ein bedeutender Philologe von einer gewissen Gattung seiner Fachgenossen gesagt; und diese Gattung nimmt jetzt sehr überhand. Man gelangt allmählich zu einer Wissenschaft der Zettel und der Verzettlung; sie steht, in Bezug auf echte Erkenntniß des Alterthums, im Zeichen des Shakespeare'schen „Zettel“; Oberon, der Geist der Gnade weilt fern. Die heutigen Philologen bleiben durchweg bei dem ersteren stehen; sie vermögen sachliche und formale, produktive und kritische Gesichtspunkte nicht gleichzeitig zu beherrschen. Ihre mehr und mehr hervortretende Ansicht, daß die Erzeugnisse des Alterthums nur zur Bethätigung von Textkritik u. s. w. da seien, ist dürftig nach innen und nach außen gefährlich; die Schüler an den Gymnasien und die Studenten an den Universitäten haben darunter zu leiden: man ruft jetzt nicht umsonst nach Schulreform. Erst vor Kurzem konstatierte in öffentlicher Rede Professor Kirchhoff, Rektor der Universität Berlin und selbst ein hervorragender Alterthumsforscher, daß für die Studien der überwiegenden Mehrzahl aller heutigen deutschen Philologiestudirenden nicht so sehr sachliche Rücksichten als solche auf das zu bestehende Examen maßgebend seien; und noch dazu auf ein Examen, das im Sinne der heute herrschenden Richtung gehalten ist. Einen „stark banausischen Charakter“ schreibt dieser Sach- und Fachkenner dem philologischen Studium an den heutigen deutschen Universitäten zu; aus den Philologen gehen aber die meisten Lehrer der gebildeten deutschen Jugend hervor; es läßt sich denken, wie sehr letztere geistig wie sittlich unter jenem „banausischen Charakter“ leiden muß. Die freie vornehme und in keiner Weise handwerksmäßige Persönlichkeit eines Rembrandt kann auch auf diesem Gebiet, so fern es ihr anscheinend liegt, als ein Richt- und Augenpunkt für bessere Bestrebungen dienen; Rembrandt ist so recht eine anti-philologische Erscheinung; und daher für überphilologische Ausschweifungen als ein wirksames Korrektiv zu empfehlen. Hier könnte er zum Erzieher der Erzieher werden.

Wie auf dem naturwissenschaftlichen, so ist demnach auch auf dem geschichtswissenschaftlichen Gebiet der subjektiven und für ihr Urtheil voll verantwortlichen Werthschätzung der Thatfachen ein größerer Spielraum einzuräumen als bisher. Eine Geschichtschreibung, welche Licht und Schatten, Objektivität und Subjektivität mit überlegenem und überlegtem Urtheil als gleichberechtigte Mittel der Darstellung handhabt, ist ohne Zweifel philosophischer und darum künstlerischer und darum besser als eine solche, welche sich bezüglich ihrer Arbeitsmittel auf einen dieser beiden Faktoren beschränkt. Objektivität und Subjektivität sind eben wissenschaftliche Mittel, nicht wissenschaftliche Zwecke; Zweck ist in diesem Fall nur die Plastik oder Deutlichkeit der Darstellung; und „Deutlichkeit ist die richtige Vertheilung von Licht und Schatten“ hat ein weiser Mann gesagt.

Licht und Schatten sollen nicht nur innerhalb der Darstellung des Geschichtschreibers, also sachlich richtig vertheilt sein, wie es bei Ranke der Fall ist; sie sollen auch in dem Verhältniß des Darstellenden zu seiner Darstellung, also persönlich richtig vertheilt sein, wie es bei Schloffer der Fall ist. Der Letztere hat, als gesund empfindender Niederdeutscher, das Richtige getroffen; und es mindert sein Verdienst nicht, daß er kritisch von Ranke weit überholt worden ist; ethisch hat er Ranke weit überholt. Kritik scheidet, Ethik entscheidet. Der Geschichtsforscher darf und soll dem Gang der Geschichte, welcher nur das Große und wirklich Werthvolle bestehen läßt, ein wenig vorgreifen; er braucht die Verantwortlichkeit nicht zu scheuen; er muß den Muth der Entscheidung haben. Er soll Farbe bekennen. Der letztere Ausdruck ist von tief symbolischer Natur; denn aus der Gesinnung des Menschen heraus werden seine Werke geboren; und nur wer selbst Charakter hat, kann charaktervoll Geschichte schreiben. Eben dieser ethische Standpunkt führt zu einem anderen hinüber: dem künstlerischen; Geschichtsforschung ist Wissenschaft, Geschichtschreibung ist Kunst; man darf diese beiden Thätigkeiten ja nicht mit einander verwechseln. Bloße Sichtung der Thatfachen, worauf man sich jetzt so vielfach beschränkt, ist nur die Hälfte der hier erforderlichen Arbeit und nicht einmal die bessere Hälfte. Es giebt zweierlei Arten von Kritik: die eine, welche das Wahre vom Falschen, die andere, welche das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet; jene ist negativ und reinigend, daher von niederer Art; diese ist positiv und gestaltend, daher von höherer Art. Die heutige deutsche Wissenschaft, in ihren verschiedenen historischen Fächern, befaßt sich überwiegend mit der ersteren Art von Kritik; sie fördert unzählige Thatfachen zu Tage, ohne viel nach deren Werth zu fragen; und sie erfüllt damit ihre große Aufgabe nur halb. Nachdem durch Darwin auch die Naturforschung gewissermaßen in die Geschichtswissenschaft eingegliedert worden ist, kann man sagen, daß die gesammte heutige Wissenschaft einen historischen Charakter trägt. Sie will die Geschichte der Welt und die Geschichte der Menschheit geben; sie ist also Weltgeschichte, noch in einem weiteren Sinne, als man dies Wort früher gebrauchte; aber sie wird dies nur sein können, wenn sie innerhalb jener beiden Gebiete die selbstständige Verantwortlichkeit des Urtheils nicht scheut; wenn sie, im besten Sinne des Wortes, wieder subjektiv wird. „Staub sollst du fressen und mit Lust“ darf nicht ihre Parole sein: weder in Bezug auf den Staub der Dokumente noch auf den, in welchen alles Organische zu zerfallen bestimmt ist. Staub ist eine trockene Speise, die Gelehrten sollen von ihr nicht zu viel genießen; sie sollten sich an der Kunst Rembrandt's, der schmelzendsten und darum in gewissem Sinne feuchtesten Kunst, die es je gegeben, ein Beispiel nehmen. Sie sollten ihre Kräfte nicht dem Verfall sondern dem Wachsthum widmen; sie sollten nicht nur zerlegen sondern auch aufbauen.

Zweierlei
Kritik.

Die Philosophie ist selbst individuell; und so wird sie, insofern sie auf praktische Geschichtsforschung Einfluß gewinnt, hier schon in der Wahl des zu bearbeitenden Stoffes auf ein möglichst individuelles nationales heimathliches Vorgehen dringen. Sie wird suchen, soweit es bisher noch nicht geschehen ist, die deutsche Bildung aus und auf deren eigenem Boden zu ernähren. Dem bisher höchsten deutschen Bildungsträger, Shakespeare, warfen Uebelwollende bei seinen Lebzeiten vor, daß seine Bildung „small latin, less greek“ enthalte; es wäre zu wünschen, daß man Ebendasselbe von der deutschen Zukunftsbildung sagen könnte. Insbesondere wird die deutsche Wissenschaft, ihrem bisherigen Verhalten gegenüber, nationaler werden müssen; es giebt Aufgaben genug, welche ihrer in dieser Hinsicht harren; und es reicht hin, hier nur auf deren wenige aufmerksam zu machen. Nachdem man lange und sogar auf Staatskosten, wie nicht Jeder-
mann wissen dürfte, an einem Korpus der römischen Inschriften gearbeitet hat, wäre es wohl auch an der Zeit, an ein Korpus der deutschen Volkslieder zu denken. Die Dänen besitzen ein solches in ihren „Raempviser“ schon lange. Vielleicht würde sich daraus für den deutschen Geist, für den deutschen Charakter und vor Allem für die deutsche Musik — in Gegenwart und Zukunft — noch ungleich Werthvolleres ergeben, als jenes andere Korpus geleistet hat oder je leisten wird. Deutschland trägt sicherlich schon schwer genug an dem einen römischen Korpus Juris, welches seine Rechtswissenschaft so sehr und so antinational beeinflusst hat, als daß es noch wünschenswerth sein könnte, diesen Einfluß nach irgend einer Richtung hin zu verstärken. Man sollte ihn schwächen. Im ältesten deutschen Volksthum berührt sich, eigenthümlich genug, das Dichten mit dem Richter; manche Rechtsprüche waren in poetische Form gefaßt; darin offenbart sich ein feiner und gewissermaßen musikalischer Zug des Volkscharakters. Das deutsche Recht hat durchweg etwas Zartes, das römische Recht etwas Hartes in sich. Streichmusik ist deutsch und Blechmusik ist römisch; die deutsche Rechtswissenschaft sollte, bildlich gesprochen, mehr im Sinne jener als dieser gehandhabt werden; sie sollte mehr der feingestimmten Volksempfindung als einer dröhnenden Systematik dienen.

Von einem Ihering ist die deutsche Rechtswissenschaft mit philosophischem Geiste behandelt worden; aber leider zu sehr im römischen Sinne; hier hat sich deutscher Geist, unerfreulich genug, in fremde Dienste gestellt. Ihering selbst sagt, es sei „den Römern gelungen, aus dem Recht einen äußeren Mechanismus zu machen, den Jeder handhaben könne, der die Konstruktion desselben kennt“ und erkennt darin „den Sieg der Zweckmäßigkeitsidee über das subjektive Sittlichkeitsgefühl“. Und allerdings wird das Rechtsleben eines Volkes immer in einem Kompromiß zwischen Zweckmäßigkeit und Sittlichkeit bestehen; aber es fragt sich nur, ob der Schwerpunkt eben dieses Rechtslebens in die erste oder in die zweite Kategorie fallen soll: für den Römer sicher in die erste, für den Deutschen sicher in

Einzelan-
gaben der
Wissenschaft

Ihering.

die zweite. Wie Ihering treffend bemerkt, ist Selbstsucht der Grundzug des römischen Charakters Geistes Volkslebens; Selbstsucht aber ist das Gegentheil von Sittlichkeit; ein Rechtsleben auf Selbstsucht zu gründen oder ein aus Selbstsucht entsprungenes Rechtsleben für das beste zu erklären, ist deshalb falsch. „Was walsch ist, falsch ist.“ Jedenfalls ist die deutsche objektive d. h. das gesammte Volksdasein umfassende und erfüllende Sittlichkeit eine ganz andere als die betreffende römische; jene heißt: Treue und diese: Herrschsucht. Das deutsche Recht aber darf nur auf deutsche Treue gebaut sein. Eben jenes „römische“ Verfahren, die abstrakte Zweckmäßigkeit über die subjektive Sittlichkeit zu setzen, ist undeutsch; denn es gibt Nichts, was höher zu setzen wäre als Sittlichkeit; und der deutsche volksthümliche Geist hat dies öfters ausgesprochen. Nach römischem Rechtsbegriff giebt es eine Verjährung; nach deutschem Rechtsgefühl aber nicht; „hundert Jahre Unrecht machen noch keine Stunde Recht“ lautet ein deutscher Bauernspruch. Wie einst Ludwig XIV sagte: es giebt keine Pyrenäen mehr so möchten auch manche heutige Juristen sagen: es giebt keine Alpen mehr; aber wie im politischen so machen sich auch im geistigen Leben die natürlichen Völkergrenzen immer wieder geltend; Ludwig XIV hat das noch selbst erfahren und auch die heutigen Juristen werden es vielleicht noch selbst erfahren.

Es ist freilich sehr fraglich, ob sich das deutsche Rechtsleben jetzt noch — seinem wesentlichen Schwerpunkt nach — auf eine rein volksthümliche Basis stellen läßt; aber keineswegs fraglich ist es, daß dies zu Ende des Mittelalters hätte geschehen können und sollen. Fremde Kulturelemente sind, wie bereits erwähnt, innerhalb jeder Bildung nur von sekundärer Bedeutung; wer sie, wie Ihering im Recht oder Winkelman in der Kunst oder die 1848er Demokraten in der Politik zu primären Faktoren erhebt, der irrt; und solche Irrthümer kommen dem eigenen Volke oft theuer zu stehen. Römisches Recht und lateinische Grammatik sind bildend; aber so wenig wie diese in der deutschen Sprache, darf jenes in der deutschen Sittlichkeit als maßgebend angesehen werden. Der entgegengesetzte Standpunkt ist schülerhaft und schulmeisterhaft. Lateinisch griechisch französisch lernt man in der Schule; der Mann spricht — deutsch. Auf den sehr berechtigten Einwand, daß das deutsche Recht sich eigentlich hätte von innen heraus entwickeln müssen, erwidert freilich Ihering horribile dictu: „die Entwicklung von innen heraus beginnt erst bei der Leiche“. Daß sich jeder pflanzliche thierische menschliche geistige Organismus von innen heraus entwickelt, scheint diesem berühmten Rechtslehrer unbekannt geblieben zu sein; es ist bezeichnend für ihn, daß er nur „Mechanismus“ oder „Leiche“ kennt; das Lebendige, welches inmitten liegt und auf welches es allein ankommt, entgeht ihm. Er urtheilt als Professor, als „Mechaniker“, als Römer; und bestätigt so aufs schlagendste das obige Wort Bismarck's „in allen diesen Fragen halte ich von der Wissenschaft gerade so wenig,

wie in der Beurtheilung irgend welcher anderen organischen Bildungen“. Einer solchen Auffassung der Rechtswissenschaft muß ernstlich entgegengetreten werden.

„Los von Rom“ heißt es auch hier. Der Entwurf des neuen deutschen Civilgesetzbuches z. B. entspricht nicht in dem Maße einheimischen deutschen Rechtsanschauungen, wie vom nationalen Standpunkt aus gewünscht werden muß. Man hat richtig bemerkt, daß er durchweg vom Standpunkt des Gelehrten und des Besitzenden abgefaßt ist; der nichtgelehrte und nichtbesitzende, mithin ein sehr großer Theil des deutschen Volks kommt darin zu kurz; daß bei Abfassung eines Gesetzbuches auch das Herz mitsprechen könne und müsse, scheint man nicht bedacht zu haben. Gesetze werden geboren, nicht gemacht. Unzweifelhaft würde irgend ein juristischer Luther oder Stephan, wenn man ihn hätte haben können oder wollen, das erwähnte Gesetzbuch nationaler und individueller und darum besser entworfen haben, als es durch eine vielköpfige Kommission von Fachgelehrten überhaupt zu ermöglichen war. Kommissionsberathungen sind nicht immer werthvoll; viele Verständige ergeben noch keinen Verstand; an eine bekannte Kenie Schiller's braucht desfalls nur erinnert zu werden. An jener Arbeit vermißt man vor Allem den Stempel einer gewaltigen schöpferischen individuellen Persönlichkeit; aber selbst wenn diese nicht zur Stelle und Gefahr im Verzuge war, hätte sich doch vielleicht Manches anders machen lassen. Volksthümliche und wissenschaftliche Rechtsanschauungen stehen sich zuweilen unvereinbar gegenüber; aber in einem solchen Fall sollten sich eben diese jenen unterordnen. Das Volk vertritt auch hier das organische und lebendige, die Wissenschaft das mechanische und abstrakte Prinzip; und jenes hat stets den Ausschlag zu geben. Indes ist es hoffentlich noch Zeit, in dieser Hinsicht Remedur eintreten zu lassen. Eine Zeit zeigt was sie werth ist, je nachdem sie große Aufgaben, die ihr gestellt sind, löst oder nicht. Die Erzeugnisse der neueren Gesetzgebung theilen offenbar das Schicksal gewisser gothischer Bauten von heute: sie sind nach dem äußern Formenprinzip aber ohne inneres lebendiges Stilgefühl konstruirt; sie beruhen auf „wissenschaftlicher“ Grundlage; beiden fehlt daher, trotz der großen Zahl und der Mannigfaltigkeit ihrer Einzelformen, jener Reiz und jene Lebensfrische, welche früheren Kunst- wie Gesetzeswerken eigen ist. So können auch juristische Leistungen ihren künstlerischen Fehler haben; und zwar nicht etwa äußerlich und formal, sondern ganz sachlich und innerlich; allzu juristisch ist nicht mehr juristisch. Der Geheimrath, mag er nun Gesetze oder Bauten entwerfen, bleibt immer derselbe; er konstruirt mit dem Verstande, nicht mit der Seele; und ihm fehlt der direkte Kontakt mit dem Volksgefühl. Das ist der Fluch seiner Existenz. Ein authentisches Wort des Fürsten Bismarck hierüber lautet zu stark, als daß es sich hier wiedergeben ließe. Gesetzgeber von heute sollten Etwas von dem menschlich einfachen und schlicht volksthümlichen und echt niederdeutschen Geiste

Gesetz-
gebung.

eines Möser an sich haben; vollkommene Natürlichkeit ist die erste Vorbedingung jeder schöpferischen Kraft; sie führt weiter als alle Theorie. Gesetzeskundige sind noch lange keine Gesetzeskünstler; in Deutschland giebt es deren, von Bismarck abgesehen, sehr wenige; möchten sie sich mehren.

Eine Berücksichtigung der geistigen Volksinteressen im nationalen und künstlerischen Sinn würde, falls man sie staatlicherseits beliebte, eine Menge von nothwendig zu erledigenden Einzelaufgaben vorfinden. Eine musterhafte Gesamtausgabe der Werke Rembrandt's ist unbedingt erforderlich, um dem deutschen Volke das bisher vielfach noch fehlende Verständniß für diesen seinen größten bildenden Künstler zu erschließen; daß sie bisher fehlt, ist fast nicht besser als wenn es an einer Gesamtausgabe Shakespeare's fehlen würde; und es ist seltsam oder auch bezeichnend genug, daß man dies nicht längst bemerkt hat. Freilich müßte es in diesem Fall eine rein objektive d. h. mit den besten Mitteln der modernen Technik und auf durchaus mechanischem Wege hergestellte Ausgabe sein; das deutsche Volk hat ein Recht darauf, Rembrandt in seiner eigenen Gestalt, nicht in der persönlich gefärbten Auffassung eines Kupferstechers und wäre es der beste, kennen zu lernen. Die Auffassung eines Kupferstechers ist so wenig für Rembrandt maßgebend, wie diejenige eines Schauspielers für Shakespeare es ist. Der Künstler selbst will befragt sein, nicht seine Interpreten. Hier liegt ein Fall vor, wo „Mechanik“ berechtigt und zwar allein berechtigt ist. Aehnliches läßt sich auf dem sprachlichen Gebiet leisten; eine volksthümlich philosophische Behandlung desselben würde die besten Früchte tragen; und es ist bereits ein Anfang zu solcher gemacht. Die von R. Abel in seiner Schrift „Ueber den Gegensinn der Urworte“ begonnenen Studien, welche sich auf den Geistesgehalt sowie auf die durch alle Zeiten fortlaufende geistige Geschichte einzelner Worte und Wortformen beziehen, sind noch einer großen Erweiterung fähig. Es könnte sich daraus eine Art von geistiger oder vielmehr seelischer Grammatik ergeben, welche die rein formale und logische Grammatik der Sprachen in glücklichster Weise ergänzt; und die geschichtliche Entwicklung sowie die angeborenen Eigenthümlichkeiten gerade des deutschen Sprachgeistes würden dadurch in neuer und heller Beleuchtung erscheinen. Hier können die Deutschen sich selbst kennen lernen; denn die deutsche Sprache ist offenbar, entsprechend der Natur des deutschen Geistes, die von allen lebenden Sprachen am meisten individuelle; wer die Quellen des deutschen Geistes kennt, kennt auch seine Ziele; und die Quellen desselben fließen in der deutschen Sprache. Endlich dürfte ein großes und wissenschaftlich gesichtetes Sammelwerk über deutsche Volkssitten Volkstrachten und körperliche Volkstypen nicht minder nothwendig sein, wie eine gründliche und klarlegende Bearbeitung Desjenigen, was man „deutsche Geistesgeographie“ nennen könnte — nämlich eine wissenschaftliche Zurückführung der Einzelindividualitäten des deutschen Geisteslebens in Religion Poesie Kunst und Wissenschaft auf die betreffen-

den landschaftlichen sowie Stammesindividualitäten. Derartige wissenschaftliche Operationen würden, mit Verstand und Verständniß ins Werk gesetzt, das Blut im deutschen Volksbürger rascher und reiner pulsiren machen; die kritische und registrirende Thätigkeit der Wissenschaft würde hier im allereigentlichsten Sinne segensreich wirken. Nachdem die deutsche Wissenschaft sich so mannigfach schon in räumliche und zeitliche Fernen verloren hat, könnte eine zeitweilige Rückkehr und eine vorzugsweise Konzentration auf das Heimathwesen ihr gut thun. Es wäre eine Wissenschaft im Sinne Rembrandt's, der mit seiner Heimath enger verwachsen ist als irgend ein anderer Künstler. Die Wissenschaft bleibt ihrem Wesen nach stets international; aber sie kann diesen ihren internationalen Beruf auch national anwenden. Ein Volk, das sich bewußtermaßen zur Einheit zusammenschließt wie das deutsche, hat es nur umso mehr nöthig, auch bewußtermaßen seine Vielheit zu betonen.

Die deutsche Wissenschaft kann selbstverständlich ihre bisherigen Resultate nicht aufgeben; aber sie muß denselben weit mehr als bisher das Element des Persönlichen hinzufügen; sie darf nicht mehr auf einer Seite hinken: auf der der sogenannten Objektivität. Erst aus der völligen Gleichberechtigung, der innigen Durchbringung, der geistigen Paarung von Objektivität und Subjektivität gehen lebendige Neubildungen hervor. Wenn die Kunst, nach Shakespeare, ein Spiegel ist so kann man wohl die Wissenschaft einer Glasscheibe vergleichen; diese läßt das Licht durch, jener fängt es auf; aber man darf auch nicht vergessen, daß eine Glasscheibe gerade erst durch den dunklen Untergrund, den man ihr giebt, zum Spiegel wird; so kann auch die Wissenschaft, wenn und insoweit sie sich der Kunst nähern soll, eines gewissen dunklen Untergrundes nicht entbehren. Das Fenster ist ein spezifisch deutscher und moderner Bauteil; es ist eine Glasscheibe, welche von außen gesehen spiegelt, von innen gesehen aber das Licht durchläßt; ihm kann man das deutsche Geistesleben vergleichen. Dieses wie jenes empfängt seinen dunklen Untergrund durch die Geschehnisse und Bestandtheile des privaten häuslichen persönlichen Lebens; dieses wie jenes empfängt sein Licht aus den weiten lebensvollen Räumen der Natur; hier wie dort giebt es nur ein lichtempfindliches Medium; aber je nachdem man zu ihm Stellung nimmt, wirkt es durchaus verschieden. Damit ist das normale Verhältniß zwischen Kunst und Wissenschaft ebenso einfach wie deutlich umschrieben. Es bedarf nur noch eines besonderen Nachweises über die Art der Bethätigung einer solchen Wechselwirkung; und dieser ist nicht schwer zu führen; man kann nämlich jede Thatsache gerade so wie jedes Fenster von außen und von innen betrachten. Es ist längst anerkannt, daß das, was man Intuition nennt, für die höchsten wissenschaftlichen Leistungen nicht nur förderlich, sondern sogar unentbehrlich ist; Intuition aber ist ein mystisches Element; und es wäre gut, wenn man dies mystische Element der Wissenschaft etwas mehr betonen und etwas weiter ausdehnen

Kunst und
Wissenschaft.

Mythit.

wollte, als es bisher geschehen ist. Mystizismus heißt der dunkle Untergrund, welcher die Wissenschaft in Kunst verwandelt; und da die bevorstehende Wandlung und Umwandlung der deutschen Kultur eben von jener zu dieser hinüberführt; so muß nothwendigerweise in ihr dem Mystizismus eine hervorragende Rolle zufallen. Man braucht vor diesem Wort nicht zu erschrecken. Was der Spezialismus getrennt hat, das kann der Mystizismus wieder verbinden. Aber freilich darf er nicht zur Mystifikation ausarten; freilich ist er nur Sache des Meisters; denn man kennt das Schicksal des Zauberlehrlings. Instruktion ist für den Schüler, Intuition ist für den Meister. Es verhält sich damit gerade wie mit der Philosophie; eine Mystik ins Blaue hinein taugt so wenig wie eine Philosophie ins Blaue hinein; beide können nur auf historischer Unterlage, im weitesten Sinn des Worts, gedeihen; von dem Gegentheil weist die deutsche Geistesgeschichte beiderseits Beispiele genug auf. Skeptizismus wie Mystizismus bedürfen beide, um nicht mißbraucht und mißverstanden zu werden, einer leitenden Meisterhand; aber jener kann derselben immerhin noch eher entbehren als dieser; und eben dadurch zeigt sich die letztere als die vornehmere Geistesrichtung. Es macht weit mehr Eindruck auf die große Masse, wenn Jemand in Skeptizismus als wenn er in Mystizismus stümpert; der Spruch Salomo's „Alles ist eitel“ wird stets ein größeres Publikum finden als derjenige Hölberlin's „Alles ist gut“; es ist leichter und weit dankbarer, die Kunstweise eines Rafael als diejenige eines Rembrandt äußerlich zu kopiren. Leo X und Rafael sind Skeptiker, Thomas a Kempis und Rembrandt sind Mystiker; nicht nur durch Stammes- sondern auch durch Sinnesverwandtschaft stehen Diese dem Deutschen näher als Jene; halte er sich also auch für die Zukunft an sie und damit an den Geist der deutschen Erde; dieser ist mystisch und thatsächlich zugleich und also positiv im höchsten Sinne. Nur Derjenige hat das reiche Kapital der Mystik zu seiner Verfügung, welcher ihm ein gleich reiches Kapital von Realistik entgegenzusetzen weiß; er schlägt dann sowohl den Mystiker, der die Wissenschaft wie den Wissenschaftler, der die Mystik nicht kennt; in medio salus.

Mystik ist Gefühlsache; sie läßt sich nicht erlernen; sie ist eine Gabe von oben her; „und wer's nicht hat, Der wird es nicht erjagen.“ Der Verstand, das männliche und das Gefühl, das weibliche Element sollten sich im Menschen gegenseitig durchdringen; das Kommensurable und das Inkommensurable sind stets auf einander angewiesen. Gerade dieser Bund des Unbewußten mit dem Bewußten im menschlichen Geiste, also eine Verobjektivirung des eigenen Ich und eine Versubjektivirung der Welt, kann außerordentlich belebend wirken und dem ersteren unter Umständen Siebenmeilenstiefel der Erkenntniß verleihen; „schwarz auf weiß ist bei weitem nicht die größte Sicherheit der Welt; es giebt nichts Gewisses als Empfundenes oder Geglaubtes“ sagte ein verständiger Künstler und Mensch:

Felix Mendelssohn. Der deutsche und vielleicht jeder Nationalcharakter ist, in seiner reinen Gestalt, stark mit mystischen Elementen durchsetzt; dieser ursprünglich gegebenen Charaktermischung muß demnach die Bildung der Deutschen entsprechen; Verstandesthätigkeit und innere Anschauung müssen gleichmäßig in ihr zur Geltung gelangen. Die letztere liegt sowohl aller Kunst überhaupt und im Besonderen der Philosophie zu Grunde; aber sie kann auch noch in ganz anderer Weise helfend eingreifen. Wie die Scholastiker die feindlichen und die Mystiker die freundlichen Vorgänger der deutschen religiösen Reformation waren, so sind auch die Spezialisten von heute die feindlichen und vereinzelt im jetzigen Deutschland auftretende mystische Bestrebungen die freundlichen Vorgänger einer zu wünschenden und hoffentlich auch kommenden Reform des deutschen Geisteslebens. Erst wenn der starke Hauch des Mystizismus, vereint mit dem Feuer des Geistes, in die dürren Reiser der spezialistischen Beobachtung fährt, kann eine neue gewaltige Flamme des inneren nationalen Lebens emporlohen.

Jene halb mystischen halb künstlerischen, immer aber auf dem Gebiet des Subjektiven sich bewegenden Bestrebungen gehen sehr weit, wenn man will schon bis Goethe zurück. Die Herzensangelegenheit des alternden und auf der Höhe des Welturtheils stehenden Dichters, seine subjektive Farbenlehre gegenüber der Newton'schen objektiven, stellt ihn in einen offenen und unveröhnlichen Gegensatz zur heutigen Wissenschaft und zwar auf deren eigenstem Gebiet. Es ist weder sachlich richtig noch entspricht es der Pietät, diese Ansicht des großen Weimarrers als eine bloße Marotte von ihm zu behandeln; das Problem liegt weit tiefer; es handelt sich hier um prinzipielle Strömungen und Gegenströmungen. Gerade in dieser Sache war Goethe nicht ohne Grund so überaus hartnäckig; denn er kämpfte für seinen Standpunkt, für sein Leben, für die Wurzel seines gesamten geistigen Daseins. Als Künstler, der er durch und durch war, nahm er stets und überall das Recht der Subjektivität für sich in Anspruch; daß er sich dabei der Grenzen und der sich zuweilen ergebenden Grenzverschiebungen gegenüber einer rein objektiv aufgefaßten Wissenschaftslehre nicht bewußt war, ist weniger ihm als seiner Zeit und seiner besonders gearteten Bildung zuzuschreiben. Er fühlte und beobachtete immer richtig, aber er dachte und schloß zuweilen falsch. Wirklich ist nicht zu leugnen, daß es neben sowie gegenüber der objektiven Farbenlehre noch eine subjektive Farbenlehre geben kann und daß Goethe dieselbe in vielen Fällen richtig erkannt und gelehrt hat. Er formulirte nur seine Meinung falsch, indem er sie der Newton'schen als ein Entweder — Oder gegenüberstellte; beide können sehr gut nebeneinander bestehen; daß auch Goethe's Gegner in dieser Sache letzteres nicht zugaben und nicht zugeben, darin besteht ihrerseits ihr Unrecht. Freilich ist es historisch und logisch erklärlich, vielleicht sogar nothwendig, daß auch diesmal — wie innerhalb der deutschen Bildung überhaupt — das Pendel zunächst nach rechts und

Goethe's
Farbenlehre.

dann nach links schwankte, ehe es in der Mitte stehen blieb. Naturgesetze und Geschichtsgesetze, ja alle Gesetze der Welt gehen sich parallel; wie jede Strömung, so vollzieht sich auch die des Lebens durch einen stetigen gleichmäßigen Schub der Kräfte und Massen; darauf beruht die Einheit der Welt. Jene beiden Farbenlehren laufen einander auch parallel, aber nach entgegengesetzter Richtung hin; sie bilden dadurch einen kleinen Wirbel im Strom des geistigen Daseins. Newton sah die Natur, Goethe hatte sie. Dies Verhältniß der beiden Männer zur Natur ist zugleich ein solches zum Volk; Goethe steht im Volk, Newton ihm gegenüber; wie der echte Künstler immer im Volke, der Gelehrte, auch wenn er echt ist, ihm immer gegenüber steht. Dieser hat vom Baum der Erkenntniß gegessen, Jener nicht; Jenem ist das Paradies zugänglich, Diesem nicht; und wo Subjektivität ist, da ist Paradies. Oder um bei dem oben gebrauchten Bilde zu bleiben: Goethe blickte von der freien Natur, Newton dagegen vom Innern des Hauses aus auf das Fenster; kein Wunder, daß beide Verschiedenes sahen; und doch war es nur eine und dieselbe Glasscheibe, auf welche beide ihren Blick richteten. Goethe selbst hat einmal hervorgehoben, ein wie großer Unterschied es sei, „ob man eine Kirche von außen oder von innen betrachte“; dieser Unterschied ist es, der im geistigen und religiösen Sinn überhaupt erst eine Kirche konstituiert; auch hier läuft, wie sonst öfters, die physische mit der geistigen Thatsache parallel. Goethe unterließ es, die Nutzenanwendung dieser Wahrheit, in Sachen der Farbenlehre, auf sich selbst zu machen; er hätte sich dadurch manchen Neger ersparen können. Sicherlich hätte er in diesem Punkte nicht nachgeben können, ohne sich selbst und das Beste seiner Natur zu verrathen; aber er brauchte auch gar nicht nachzugeben; und ebensowenig brauchten seine Gegner nachzugeben. Beide hätten nicht sagen sollen „entweder — oder“, sondern „je — nachdem“. Auf Goethe's Seiten waren die Konklusionen, auf Seiten seiner Gegner die Prämissen falsch — oder vielmehr unvollständig; der Eine ignorirte theilweise den objektiv sinnlichen Thatbestand, die Anderen ignorirten ganz den subjektiv geistigen Eindruck; Jener sah die Welt und in diesem besonderen Fall die Farbenphänomene zentral, Diese sahen sie peripher an. Beide vergaßen aber, daß ein richtiger Kreis sowohl eine Peripherie wie ein Zentrum hat.

Grenzen sind dazu da, daß sie respektirt werden; und ganz besonders auf geistigem Gebiet. Es ist demnach richtig, wenn man den sonst fast unbegrenzten Horizont Goethe's in dieser einen Frage als einen begrenzten oder beschränkten bezeichnet; denn der Mensch überschreitet seine Grenzen nur, wenn und soweit er sie nicht kennt; und je enger sie sind, desto weniger kennt er sie. Das ist sein Verhängniß. Diesem Verhängniß sind die Gegner Goethe's noch weniger entgangen als er; eben weil ihr geistiger Horizont, im Allgemeinen, so unendlich viel enger war als der seinige; Goethe schoß etwas über's Ziel hinaus und sie blieben sehr weit hinter

demselben zurück. Dies Ziel ist die einheitliche gerechte objektiv-subjektive Auffassung der Natur. Auch die Sonne hat Flecken; und auch durch die Nacht schimmern oft viele Lichter; aber darum ist die Sonne doch stets heller als die Nacht. Ja ein neuer Naturforscher hat die Hypothese aufgestellt, daß eben die Flecken der Sonne uns nur dadurch als solche erscheinen, daß sie Lichtschwingungen von einer ganz außerordentlichen und deshalb dem menschlichen Auge als Finsterniß erscheinenden Höhe enthalten; daß sie eigentlich den Durchblick auf den inneren, in unendlich hohen Temperaturgraden glühenden Kern der Sonne darstellen; während das, was wir Sonne nennen, eigentlich nur die äußere schwache Photosphäre derselben ist. Vielleicht sind auch die Sonnenflecken Goethe's von solcher Art; doch mag diese Frage unentschieden bleiben: ist sie doch auch für die Sonne selbst noch nicht entschieden. Von den tieferen Bezügen der Natur ist noch wenig bekannt; des Forschens ist kein Ende; aber „das Unerforschliche ruhig zu verehren“ ist nach Goethe selbst die höchste Aufgabe des Menschen. Und dies ist eine Aufgabe, die ins Gebiet der Mystik fällt.

Immerhin darf man sagen, daß es nicht nur eine Wissenschaft der Erscheinungen giebt, welcher sich die heutigen Naturforscher überwiegend zuwenden, sondern auch eine Wissenschaft der Eindrücke, welcher sich Goethe vorzugsweise widmete. Freilich ist die letztere mehr von psychologischer als physikalischer, mehr von mystischer als spezialistischer Art; und es ist klar, daß sie sich dadurch sehr nahe mit der Kunst berührt. Aber Wissenschaft bleibt sie darum doch und kann als solche ausgebildet werden. Es könnte z. B. eine Wissenschaft der Gerüche geben; und diese würde sich zur Chemie etwa verhalten, wie die Goethe'sche Farbenlehre zur Newton'schen; man hat sie sogar schon vorbereitet. Die bekannte Jäger'sche Seelendufttheorie ist durchaus nicht so sinnlos, wie man annimmt; sie ist nur die falsche Anwendung eines ganz richtigen Gedankens: daß nämlich jeder Mensch eine besondere und in sich geschlossene Individualität bilde, welche sich nicht nur geistig, sondern auch sinnlich in jeder seiner Handlungen Erfahrungen Äußerungen bethätigt. Es ist Nichts sicherer als daß jeder Mensch einen individuellen Geruch hat, so wie er eine individuelle Stimme hat; jeder Hund weiß es. Daß unsere Werkzeuge und Studiengewohnheiten noch nicht fein genug sind, um diesen mannigfachen und unglaublich zart nuancirten Veränderungen im Wesen des Einzelmenschen zu folgen, hebt diese Thatsache nicht auf. Alle Geschehnisse im Reiche der Natur können und sollen Gegenstand der Forschung der Vergleichung der Gesetzeskonstatirung sein; es würde sehr willkürlich und nichts weniger als „objektiv“ sein, wollte man ein ganzes und weites und vielversprechendes Gebiet von natürlichen Vorgängen dabei völlig übergehen. Der Umstand, daß diese Beobachtungen nicht leicht anzustellen sind, wird den echten Gelehrten nicht abschrecken sondern anziehen. Es ist die so überaus wichtige Lehre von der Einheit der Menschennatur, welche hier wieder einmal, aller-

Wissenschaft
der Eindrücke.

dings in einen etwas unverständlichen Jargon, gepredigt wird; es ist nun zwar nicht Jedermanns Sache, sich in letzteren zu finden; aber es ist Jedermanns Pflicht, sich erstere stets gegenwärtig zu halten. Zäger wechselt nur die Symptome oder vielmehr ein einzelnes Symptom des gesammten und einheitlichen Seelenlebens mit diesem selbst; dies ist ein rein logischer Irrthum, den man zwar nicht billigen aber doch dem heute überall so stark fühlbaren Mangel an philosophischer Schulung zu Gute halten sollte; dem landläufigen Materialismus von heute sind nicht minder arge Denkschnitzer begegnet. *Niacos muros intra peccatur et extra.* Durch derartigen Vorwurf künden sich stets gewisse neue Zeiten an; wenn die Sonne aufgehen will, so wälzt der Nebel. In keiner Weise aber ist abzusehen, weshalb subjektive Eindrücke der Menschenmatur nicht auch auf sinnlichem Gebiet, wie dies auf geistigem Gebiet innerhalb der Psychologie schon längst üblich ist, ein Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung sein sollen; sollen sie aber Gegenstand dieser Forschung sein, so ist man auch verpflichtet, sie in den gesammten Bau des menschlichen Organismus und seiner Aeußerungen einzureihen; und dies würde wieder zur aufbauenden Naturwissenschaft, zur „Tektonik der Natur“ zurückführen.

Hypnotismus.

Das ganze große Gebiet des Hypnotismus und der rein geistigen Suggestion mit rein körperlicher Folgewirkung, wie es besonders der neueren französischen ärztlichen Schule zum Studium dient, gehört hierher; bei solchen Vorgängen begegnet sich das Naturleben mit dem Menschenleben, das unbewußte mit dem bewußten Dasein; und an einem solchen Kreuzungspunkte zweier Weltkräfte läßt sich jede einzelne von ihnen besser beobachten kontrolliren erkennen, als es sonst möglich ist. Einzelne hervorragende Forscher haben dies bereits anerkannt; „der Hypnotismus ist die Medizin der Zukunft“ erklärte Professor von Rußbaum in München; und andere ärztliche Autoritäten ersten Ranges, so Professor von Krafft-Ebing zu Wien sind ihm darin gefolgt. Hypnotismus ist Zauber; beide Worte sind viel mißbraucht worden und beide bezeichnen sachlich genommen nur eine Gruppe von tieferen und den Menschen bisher unerklärt gebliebenen Naturgesetzen, sozusagen ein summarisches Verfahren der Natur; ohne Zweifel wird dem Zauber in der kommenden Bildungsperiode eine weit größere Rolle beschieden sein, als in der jetzigen. Alle geistigen und materiellen Vorgänge sollten womöglich zu den tiefsten Gesetzen des Welt- und Naturlebens in Beziehung gebracht werden; jene neueren Entdeckungen innerhalb der Seelenkunde sind nur ein weiterer Schritt zu solcher Auffassung. Auch die sogenannte Handschriftenkunde hat sich zum Theil bereits in wissenschaftliche Regeln bringen lassen, wenn diese auch noch sehr der Weiterentwicklung und der Vertiefung bedürfen; dieser individualistischen und halbmythischen Lehre hat ein Goethe das Wort geredet; sie wird sich nicht durch bloßes Ableugnen aus der Welt schaffen lassen. Was jetzt unbekannt ist, ist darum nicht für immer unbekannt.

Schädellehre, Physiognomik u. s. w. sind dunkle Taftversuche nach derselben Richtung; und es wäre ebenso falsch, ihre bisherigen Resultate unbesehen anzunehmen, als ihnen jede wissenschaftliche Weiterentwicklung absprechen zu wollen. Man hat gegen die Schädellehre eingewandt, daß die Form des Schädels von der des Gehirns in den meisten Fällen gar nicht abhängig sei; und dieser Einwand trifft zu, soweit es sich um einen direkten Rückschluß aus der Form des Schädels auf die Eigenschaften des Gehirns handelt; aber auf letztere kommt es hier zunächst nicht an sondern vor Allem — wie in dem früher erwähnten Fall Rafael's und Beethoven's — auf die Gestalt des Schädels selbst. Diese gehört so gut wie die der Hand, des Fußes, der Zähne u. s. w. zur körperlichen Physiognomik; und für letztere ist das Wesentliche gerade die jeweilige gleichartige und übereinstimmende, den Gesamtcharakter der betreffenden Persönlichkeit in leiblicher wie geistiger Beziehung widerspiegelnde Formation aller einzelnen Gliedmaßen. Mit derartigen mathematisch-tektonischen Formverhältnissen des thierischen pflanzlichen u. s. w. Einzelindividuums hat sich die Wissenschaft als solche bisher überhaupt noch nicht beschäftigt. Wenn sie dies will, so wird sie freilich theilweise kunstgeschichtlich vorgehen müssen; denn die Kunstgeschichte hat es stets mit Einzelindividuen zu thun; nur daß die Anzahl der künstlerisch schöpferischen weit geringer ist, als die der natürlich geschaffenen Individuen. Aber auch von diesen will jedes einzelne in seiner Einzigart erkannt sein; und nicht nur, wie nach der bisherigen wissenschaftlichen Methode üblich, als ein Gattungstypus; die Wissenschaft kann nie genug individualisiren. In der Natur giebt es keinen Zufall, sondern nur Gesetz; und dies Gesetz gilt es, überall aufzudecken. Auch der sicher vorhandene, aber uns bis jetzt nicht bekannte innere Farben- und Formenzusammenhang z. B. zwischen den Samenkörnern und den jeweils aus ihnen entspringenden Pflanzen, zwischen dem Ei und der jeweils aus ihm entstehenden Vogelgattung — kurz jene Art von wissenschaftlicher Untersuchung, welche die innere Einheit einer einzelnen organischen Entwicklung gerade in und durch die Verschiedenheit ihrer betreffenden zeitlichen Entwicklungsphasen nachweist und welche Goethe durch seine Metamorphose der Pflanzen begründet hat, kann und muß viel weiter ausgedehnt werden, als es bisher geschehen ist. Faßt man die Symptome der Stetigkeit innerhalb der Entwicklung organischer Gebilde etwa als die genetischen Längslinien derselben auf, so kann man die Symptome der Verschiedenheit innerhalb eben dieser Entwicklung als die genetischen Querlinien derselben betrachten. Lamarck und Darwin haben mehr jene, Goethe und v. Baer mehr diese Beziehungen des Naturlebens im Auge gehabt. Und da es sich in dem ersteren Forschungsgebiet mehr um Raum- und Bewegungsverhältnisse, in dem letzteren mehr um Linien- und Schattirungsverhältnisse handelt, so bedarf eben dieses auch eines besonderen Namens: man könnte es „Zoographie“ nennen. Dieselbe ist nicht minder umfangreich und be-

Zoographie.

deutlich, in ihren Mitteln und Zielen, wie die Geographie; und wie man diese erst spät als eine besondere Wissenschaft anerkannt und dann wiederum die Geologie an sie angeschlossen hat: so wird sich umgekehrt die Zoographie an die Zoologie, die schon längst als Wissenschaft anerkannt ist, anzugliedern haben. Diese neue Wissenschaft wird, wie ihre Begründer Goethe und v. Baer, einen gewissen künstlerischen Charakter nicht verleugnen können.

Zoo- und Geographie beschäftigen sich mit der Gegenwart, Zoo- und Geologie mit der Vergangenheit des Erdenlebens; schon darum haften jenen Wissenschaften nothwendig ein lebendigerer und anschaulicherer Zug an als diesen. Graphik, als sinnliche Darstellung, ist der Ursprung aller Künste, und Logik, als geistige Erkenntniß, ist die Quelle aller Wissenschaften; so sind denn auch jene Namen, in ihrer Zusammensetzung, richtig gewählt; die Kunst giebt das Werden, die Wissenschaft das Gewordene; jene schildert, diese begründet. Mit dem Worte *ζωγραφία* bezeichneten die alten Griechen die bildende Kunst, im weitesten Sinne, als Darstellung des Lebenden: *ζῶον*; und mit dem Worte „Zoologie“ könnte man, im weitesten Sinne, die gesammte gegenwärtige Wissenschaft bezeichnen; denn sie beschäftigt sich mit der Erkenntniß des Lebenden: in Natur wie Geschichte. So begegnen und überkreuzen sich, im tiefsten Grunde ihrer Bestrebungen, Alterthum und Neuzeit, Kunst und Wissenschaft. Eine richtige Begriffsunterscheidung läßt sich in ihrer vollen Ausdehnung kaum erschöpfen; sie zieht, wie der ins Wasser geworfene Stein immer weitere Kreise. Die organische Einheit der Welt zu demonstrieren, ist das höchste Ziel aller wissenschaftlichen Forschung; und die organische Vielheit der Welt wiederzugeben, ist die höchste Aufgabe aller künstlerischen Darstellung. Die „Tektonik der Natur“ verhält sich zur Zoographie, wie die Mathematik zur Physik. Jedes Gewebe besteht aus Kette und Einschlag; so hat nicht nur die Wissenschaft überhaupt, sondern jede einzelne Wissenschaft ihre objektive und subjektive Seite; aber ihr Schwerpunkt liegt entweder mehr hier oder mehr dort. Und der Schwerpunkt entscheidet über die Lage eines Körpers; Das gilt physisch wie geistig; daraus erhellt schon von selbst die Stellung derjenigen Wissenschaften, welche sich theilweise mit der Kunst betheiligen und welche man demgemäß die subjektiven nennen kann.

Zu ihnen gehört ferner noch die Thierpsychologie sowie die Erforschung alles Desjenigen, was man bisher aushülfsweise mit dem Namen Instinkt belegt hat; diese seelischen Regungen irgendwie objektiv klar- und darzustellen ist bisher nicht gelungen. Und doch stehen sie dem menschlichen Seelenleben, nach seiner tiefsten und ursprünglichsten Seite, sehr nahe. Bildung muß Instinkt werden; sie kann es nur werden, wenn sie ihren Schwerpunkt in den angeborenen heimischen individuellen Eigenschaften des Menschen sucht, also in seinen instinktiven Eigenschaften. Dort treffen sich alle Keime seines Lebens, nur von dort kann Wachsthum ausgehen, nur

von dort kann Schöpfung ausgehen. Und die höchste Aufgabe der Wissenschaft ist, wie gesagt: Schöpfung zu verstehen. Geht sie hierauf ernstlich aus, so wird es ihr vielleicht auch einmal gelingen, die täglich sich wiederholende physische Schöpfung zu verstehen, das Wesen der organischen Fortpflanzung zu erkennen; damit würde das höchste Problem aller Naturforschung gelöst sein. Andere wissenschaftliche Studien, von vorwiegend subjektivem Charakter, führen sogar geradeswegs zur Kunst hinüber. Die Akustik gehört zu denjenigen Forschungsgebieten, welche noch einer bedeutenden Erweiterung fähig sind, besonders insofern sie sich mit der Architektur berührt. Auch hier macht sich der obige Unterschied in bezeichnender Weise geltend. Die objektive Akustik ist von Helmholtz mit glänzendem Erfolge behandelt worden; mit der subjektiven Akustik beschäftigt sich fast Niemand. Immerhin besaßen bereits die Griechen eine bedeutende, jetzt leider für uns verlorene Kenntniß derselben; sie wußten, daß und wie durch die Forderungen der Akustik die künstlerische Form eines Gebäudes und diese durch jene beeinflusst wurde. Wie die subjektive Farbenlehre die Eindrücke des Auges, soll die subjektive Tonlehre die Eindrücke des Ohres zusammenfassen erläutern anwenden. Zwischen diesen beiden einander polar entgegengesetzten Gebieten der Sinnesthätigkeit — zwischen Auge und Ohr, Farbe und Form — bewegt sich noch eine Welt von Sinnesindrücken, welche erst theilweise bekannt ist und mehr als einem wissenschaftlichen Kolumbus zu thun geben könnte. Spezielle Fragen zu universalisiren und universelle Fragen zu spezialisiren, darauf wird es zunächst ankommen. Es ließe sich wohl eine Aesthetik des Schmetterlingsfluges denken; und möglicherweise würde man, wenn man die Schönheitslehre so in einem einzelnen Falle individualisirt spezialisirt isolirt, weiter kommen, als wenn man sie wie gewöhnlich ex abstracto behandelt; es wäre angewandte Aesthetik. Die Methode des Kopernikus, den gewohnten Standpunkt umzukehren, würde sich vielleicht auch hier bewähren; es könnte sein, daß sich die Geseze des Planetenumlaufs in den Farbenschattirungen des Insektenflügels und diese in jenen wiederfänden. Derartige geistige Verbindungslinien nicht etwa spielend, sondern real denkend zu ziehen und sie danach zum geschlossenen Bilde zu vereinigen, ist eine der lohnendsten Thätigkeiten, welche dem Forscher überhaupt beschieden sein kann. Es ist eine makroskopische Thätigkeit.

Akustik.

Es zeigt sich mithin, daß nicht nur speziell, sondern auch prinzipiell die Bestrebungen der heutigen Wissenschaft noch in hohem Maße einer bedeutenden Erweiterung sowie Korrektur fähig sind. Die wissenschaftliche Objektivität kann, wenn sie ihren Vorthail recht versteht, gerade auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Subjektivität noch die weitgehendsten Eroberungen machen. Natur Geist Leben bilden und bewegen sich stets in Uebergängen; diese pflegen nun zwar, wie sich auch bei Goethe's Farbenlehre gezeigt hat, dem flachen Verstande und der niederen Kritik recht un-

Lehre vom Kunstschaffen.

bequem zu sein; aber man darf sie darum nicht in ihrem Werthe herabsetzen. Jedenfalls kann man den deutschen Dichtersfürsten selbst als einen Vertreter des Uebergangs von der Kunst zur Wissenschaft hin, in seinen Naturstudien überhaupt, und von der Wissenschaft zur Kunst wiederum weg, in seinen Farbenstudien insbesondere, ansehen. Er offenbart hier einen mystischen Zug, der ihm als Künstler nicht übel steht, aber auch den heutigen Forscher, wenn und soweit er künstlerisch denken will, gut kleiden wird. Ja noch mehr als das; jene Geistesrichtung wird ihm, verständnißvoll gehandhabt, von hohem positivem Nutzen sein. Denn der Mantel der Philosophie sieht nicht nur stattlich aus, er wärmt auch gut. Je subjektiver und persönlicher eine Geistesethätigkeit ist, desto mehr wird sie sich immer der Kunst zuneigen; auf die Aehnlichkeit zwischen Traum und Kunstthätigkeit ist man seit langem aufmerksam geworden; ebenso auf diejenige zwischen Traum und Hypnose; so ergiebt sich auch zwischen der letzteren und der Kunst eine gewisse Verwandtschaft. Sie beruht auf dem beiderseitigen inneren Schauen, und dieses leitet wiederum zur subjektiven Geistesethätigkeit und Wissenschaft hinüber. Die eigentliche Kunstkraft im Menschen d. h. die Art und Fähigkeit seiner künstlerisch produktiven Kräfte harret noch ihrer genaueren Untersuchung und wissenschaftlichen Ausbeutung; außer einigen gelegentlichen Aeußerungen großer Künstler, so Rafael's und Mozart's über die Art ihrer schaffenden Thätigkeit ist hierüber so gut wie Nichts bekannt. Daß gewisse Vertreter der „objektiven“ Wissenschaften sowohl Beethoven wie Wagner allen Ernstes für wahnsinnig erklärt haben, beweist nur, wie sehr solche Forscher unter Umständen die Grenzen ihres Machtbereiches verkennen konnten. Und doch eröffnet sich gerade hier ein höchwichtiges Feld der wissenschaftlichen Forschung, auf welchem man, im Bunde mit Kunstgeschichte und Völkerpsychologie, zu den bedeutendsten geistigen Ergebnissen gelangen könnte. Eine solche „Lehre vom Kunstschaffen“ wäre demnach den subjektiven Wissenschaften zuzuzählen, und so noch manche andere; in ihnen allen würde Genialität und Kongenialität eine große Rolle spielen. Was sie alle verbindet, ist der mehr oder minder künstlerische Zug, der sie erfüllt; sie stehen gewissermaßen auf dem äußersten linken Flügel der Wissenschaft; auf demjenigen, welcher zur Kunst hinüberführt. Und ein Schatten des Mystizismus fällt gleichmäßig auf sie alle. Trotzdem darf man die Hoffnung hegen, daß noch einmal die objektive Wissenschaft sich dazu versteht, ihre subjektive Namenschwester als ebenbürtig anzuerkennen. Die objektive Wissenschaft ist Verstandesache, sie will die Naturerscheinungen verstehen; Verstand kommt von verstehen; die subjektive Wissenschaft ist Vernunftsache, sie will die Naturerscheinungen anschauen aufnehmen vernehmen; Vernunft kommt von vernehmen. Vernunft aber ist anerkanntermaßen und von jeher mehr als Verstand; folglich steht auch die Vernunftwissenschaft höher als die Verstandeswissenschaft. Niemand kann in die Zukunft sehen, und es könnte vielleicht eine Zeit

kommen, zu welcher sich die heutige Wissenschaft verhält, wie die mittelalterliche Scholastik zur Gegenwart; denn Spezialisimus ist eben nur das Rehrbild von Scholastizismus. Vielleicht wird in jener Zeit die subjektive lebendige schöpferische künstlerische Seite der Wissenschaft mehr als jetzt betont werden; vielleicht wird diese dann sogar auch von Seiten der objektiven Wissenschaft als ihr überlegen anerkannt werden; gerade die Vertreter der Ansicht von einem stetigen entschiedenen Fortschreiten des geistigen Lebens der Menschheit dürfen eine solche Möglichkeit nicht ausschließen.

Das Märchen vom Aschenbrödel ist ein ausgeprägt deutsches Märchen, und es hat sich gerade im deutschen Geistesleben schon vielfach bewährt; auf alle Fälle ist in der „Wissenschaft der Eindrücke“ eine bedeutsame Gebietserweiterung der bisherigen Wissenschaft im Allgemeinen und der Naturwissenschaft im Besonderen gegeben. Handelt es sich in der „Tektonik der Natur“ um ein einheitliches Zusammenfassen der Maßverhältnisse, also der inneren Symmetrie des Naturlebens, so handelt sich es hier um ein einheitliches Zusammenfassen der Gefühlsverhältnisse, also des inneren Rhythmus des Menschenlebens. Alles Leben aber schreitet stets in der Richtung von der Symmetrie zum Rhythmus fort, nicht umgekehrt; und insofern würde auch eine Entwicklung der Wissenschaft, wie sie durch eine Wendung zu mehr subjektiven Gebieten der Forschung sich vollzieht, nur eine natürliche sein. Wenn Goethe in seinen unter der Ueberschrift „Urworte, orphisch“ veröffentlichten Gedichten dieser Art von Mystizismus huldigt; und wenn er dabei auf den rhythmischen musikalischen aufbauenden Geist des angeblichen Orpheus sich bezieht; so kann man wohl zwischen der tief musikalischen Anlage des deutschen Volkes und seiner tief mystischen Anlage einen gewissen Zusammenhang finden. Denn da die Mystik den Rhythmus, die Logik aber die Symmetrie des Denkens darstellt, so gehören beide, nach dem unabänderlichen Gesetz des künstlerischen Ausgleichs, nothwendig zusammen. Die Musik des Orpheus wußte Steine in ein harmonisches Ganze zusammenzufügen; die Mystik der Deutschen könnte möglicherweise dasselbe für die spezialistischen Bruchstücke und Bruchsteine der heutigen wissenschaftlichen Welt in Deutschland leisten; und die „Wissenschaft der Eindrücke“ könnte dabei als Vermittlerin dienen. Gelänge das, so gelänge Großes. Die Wissenschaft der Erscheinungen und die Wissenschaft der Eindrücke ergänzen sich gegenseitig, wie Strömung und Gegenströmung des elektrischen Fluidums. Wenn die Mathematik, die höchste objektive Wissenschaft, im Wesentlichen eine Wissenschaft der Form ist, so ist jene andere, die höchste subjektive Wissenschaft, im Wesentlichen eine Wissenschaft der Farben. Die Form vertritt das abstrakte, die Farbe das konkrete Element im Dasein der Welt; was aber konkret ist, das ist auch subjektiv individuell persönlich. Nicht minder als für die Geschichtswissenschaft darf demnach auch für die Naturwissenschaft Rembrandt, der Be-

Objektive und
subjektive
Wissenschaft.

herrscher der Farbe, im geistigen Sinn als ein Führer zum Rechten gelten; unter seiner Leitung wird man sich von Einseitigkeiten jeder Art fern halten. Der deutschen Plastik, welche allmählich anfängt sich farbig zu gestalten, dürfte nun das gesammte geistige Streben der Deutschen folgen; denn Farbe ist Leben; und hier wie dort greift man damit nur auf alte und volksthümliche Anschauungen zurück.

Spiritismus.

Die heutige Wissenschaft, welche so gern rückwärts und erdwärts blickt, sollte endlich wieder anfangen, vorwärts und aufwärts zu blicken; und es ist nicht ausgeschlossen, daß es wirklich dazu kommt. Selbst gewisse Verirrungen im geistigen Leben der Gegenwart sind für die fernere Entwicklung desselben, nach der angegebenen Richtung hin, überaus bezeichnend; so der Spiritismus. Vielleicht dauert es gar nicht lange, bis unsere Zeit des Materialismus sich in eine solche zwar nicht des Spiritismus, aber doch des Spiritualismus verwandelt. Sie hat im Ganzen eine auffallende Aehnlichkeit mit der römischen Kaiserzeit; auch auf diese Orgie des Materialismus und der Trivialität folgte einst ein spiritualistisches Erwachen: das Christenthum. Auch damals trieb man Spiritismus; auch damals gingen die Geister dem Geiste voraus; gerade wie jetzt und vor der großen Katastrophe des 18. Jahrhunderts. Vielleicht ist es in gleicher Weise auch unserer Epoche beschieden, noch einmal wieder aufzuathmen; verkündet der Spiritismus dieses, so verkündet er ein gutes Orafel; man darf ihn dann als unbewußten und unfreiwilligen Propheten schätzen — und ihn im Uebrigen seinem Schicksal überlassen. Es giebt geistige Bewegungen, die anderen nur zum Uebergang bestimmt sind; kommt ihnen nicht ein absoluter, so kommt ihnen doch ein relativer Werth zu; der Spiritismus ist von dieser Art. Auch im Irrthum liegt Wahrheit; es giebt Geister; aber da wo man sie sucht, pflegen sie nicht zu sein. Sie necken gern; und Niemanden lieber, als den berufsmäßigen Geisterseher; sie vertheidigen gegen ihn ihre Unabhängigkeit; sie spotten der menschlichen Neugier. Den forschenden Verstand, wenn er sich ihnen nähern will, verkehren sie in Unverstand; man muß ihnen daher auf Umwegen beikommen; man muß sie nach ihren eigenen Gesetzen richten. Geister gehorchen nur einem Geiste, der mächtiger ist als sie. Wissenschaftlich kann man ihnen nicht beikommen; aber man kann ihnen wohl künstlerisch beikommen; und eben dadurch schließlich auch wissenschaftlich. Besser als Rembrandt hat Niemand Geister zu sehen oder darzustellen gewußt; seine Engelsbilder sind an innerer und man möchte sagen spukhafter Wahrheit der Erscheinung nie erreicht worden. Der fühlbare Hauch des Ewigen umweht sie; sie sind Erzeugnisse des doppelten Gesichts; das ist Spiritismus und Spiritualismus, wie er sein soll. Dieser Künstler hat damit ein Wissen und eine Wissenschaft des Jenseits statuirt, welches sogar von rein historischer Art zu nennen ist — insofern er es nämlich verstanden hat, die Vorstellungen des deutschen Volks vom Reiche des Jenseits, in ihrer echten

und unverfälschten Gestalt, auf die Leinwand zu bringen. Das ist auch Zauber und Beschwörung, wiewohl nicht im spiritistischen Sinne; er hat jene Geister nicht geschaffen, er hat sie nur gesehen. Er citirte sie. Menschlicher Geist gegenüber himmlischen Geistern ist nie schöner dargestellt worden, als in dem zu Petersburg befindlichen Bilde Rembrandt's, welches Abraham gegenüber den drei ihn besuchenden Engeln zeigt; es ist vielleicht das religiöseste Bild, das je gemalt worden ist; und die treffliche Braun'sche Photographie desselben, mit dem Kopf Abrahams in Originalgröße, ist Jedermann zugänglich. Diese Gestalt des Ervaters ist die einzige im gesammten Bereich der Kunstgeschichte, welche dem Zeus des Phidias ebenbürtig gegenüber steht; ist hier der Gott ganz vermenschlicht, so ist dort der Mensch ganz vergöttlicht; jener winkt Gewährung, diesem wird Gewährung. Das, was man philosophisch „Bejahung des Lebens“ genannt hat, ist damit nach seinen zwei höchsten Seiten dargestellt. Die Kunst hat wieder ein Wunder vollbracht; inneres Leben ist zu äußerem Leben geworden; Gedanke hat sich in Geschichte verwandelt; und was der Geschichte, das gehört auch der Wissenschaft an. Indem Rembrandt Geistergeschichte giebt, giebt er Geistesgeschichte.

Wo Hell und Dunkel auf einander treffen, da halten sich die Geister gern auf; sie lieben die Dämmerstunde. Hell und Dunkel treffen sich aber, geistig wie technisch genommen, nirgends näher als in Rembrandt's Bildern; diese geben demnach in nuce ein Abbild des deutschen und, wenn man will, des modernen Geistes überhaupt. Er neigt sich zum Pessimismus, zur dunklen Auffassung der Welt; soweit diese nicht auf moralischer oder geistiger Schwäche beruht, birgt sie sicher immer einen großen Zug; die alttestamentlichen Propheten, Heraklit, Schopenhauer verleugnen ihn nicht. Aber ihren wahren Werth erhält sie erst, wenn der goldene Lichtstrahl eines unverwüthlichen Optimismus, wie er stets in der unverfälschten Volkseigenschaft lebt, sich ihr zugesellt. Beide zusammen ergeben, für den unparteiischen und künstlerischen Blick, erst die Einheit des Weltbildes; sie baut sich aus Lichtkontrasten auf und gleicht darin der Einheit eines Rembrandt'schen Bildes. Die aus Hell und Dunkel, aus Verstand und Mysticismus gemischte Natur dieses echt niederdeutschen Meisters läßt ihn mithin besonders geeignet erscheinen, bei der Ueberführung der deutschen Kultur aus dem Reich des Klaren Durchsichtigen Kritischen — der Wissenschaft — in das des Halbklaaren Spiegelnden Schöpferischen — der Kunst — einen maßgebenden Einfluß zu üben. Er vermählt Gegensätze, die sich auch sonst im deutschen Geistesleben nah und doch feindlich gegenüberstehen. Der hellste und der dunkelste deutsche Kopf, Lessing und Böhme, stammen beide aus einem und demselben kleinen Bezirk Deutschlands, der Oberlausitz; Kepler und Kerner sind beide Schwaben; daß neben dem hellsten Licht sich stets der dunkelste Schatten findet, gilt wie im physischen und moralischen so auch im geistigen Sinn. Die Wage der Welt kann sich nirgends senken,

ohne sich gleichzeitig anderswo zu heben. Mag man die Schale mit dem dunklen oder die mit dem hellen Gewicht bewegen, immer findet eine beiderseitige Verschiebung der Kräfte statt; und eine desto stärkere Verschiebung, je stärker jene Bewegung war; man nennt dies Epoche machen. Dazu schickt sich jetzt wieder einmal der Deutsche an.

Evedenborg
und Hamlet.

Farben sind bunte Schatten, Kinder des Tages und der Nacht; sie schweben zwischen Hell und Dunkel; und eben hier ist es, wo der Prozeß des Lebens sich abspielt. Wie von einer Götterdämmerung könnte man auch von einer Weltdämmerung reden; nur daß diese eine Morgen- und jene eine Abenddämmerung des großen Tages der Menschheit darstellt. Auch die letztere schwebt, in ihrem ganzen Sein, zwischen Hell und Dunkel; in ihrem Bildungsgang oszillirt sie bald nach dem einen bald nach dem anderen Pol; jetzt scheint sie wieder in einer Bewegung vom Hellen zum Dunklen begriffen; oder wenigstens scheint eine solche Bewegung wünschenswerth, um den mehr stechenden als leuchtenden Glanz der heutigen Bildung etwas zu mildern. Denn nur diejenigen Dinge haben wirklichen Werth, in welchen das Element des Ewigen — das unendlich Helle — und das Element des Persönlichen — das unendlich Dunkle — sich das Gleichgewicht halten, sich vollkommen verstehen, sich gegenseitig befeelen. Chemiker haben die Hoffnung ausgesprochen, daß es noch gelingen werde, alle bisher bekannten materiellen Elemente auf ein einziges zurückzuführen, von dem jene anderen sämmtlich nur Modifikationen seien; auf geistigem Gebiet ist dieses Grundelement bereits gefunden, es heißt Individualität; und je nachdem es sich in die Weite oder in die Enge wendet, erscheint es uns als Ewigkeit oder als Einzelleben. Das Persönliche ist nur eine umgekehrte und, vom menschlichen Bewußtsein aus gesehen, nach innen gewendete Ewigkeit; die Ewigkeit ist nur eine, vom menschlichen Bewußtsein aus gesehen, nach außen und in der Unendlichkeit sich bethätigende Persönlichkeit. Gott Mensch Welt sind Begriffe, welche sich im Grunde decken; Evedenborg, der der Welt die Gestalt eines Menschen giebt, hat also nur zu sehr Recht; ja ein anderer echt deutscher und echt volksthümlicher Denker, der schon erwähnte mittelalterliche Mystiker Eckhard hat diesen Zusammenhang noch schärfer formulirt: „wäre ich nicht, so wäre Gott nicht“ sagt er ebenso tiefsinnig wie einfach. Dieselbe Wahrheit gilt auch auf nationalem Gebiet. Man hat es gelegentlich sehr lächerlich gefunden, daß Evedenborg behauptete, die Engländer Holländer u. s. w. hätten je einen Himmel für sich; und doch ist dies nur die kindliche und poetische Ausdrucksweise für eine an sich ganz richtige Beobachtung: daß es nämlich einerseits geschlossene nationale Individualitäten giebt und daß diese andererseits gerade als solche nur Reflexe des Ewigen, Unzerstörbaren, unendlich Lebendigen sind. Jede Persönlichkeit, die einzelmenschliche wie die nationale, ist ein Mikrokosmos d. h. eine Welt oder ein Himmel für sich; und insofern hat der so oft mißverstandene und so leicht mißverständbare kosmische Denker aus dem

Norden mit jener seiner Meinung durchaus Recht gehabt; auch bei ihm wie bei manchen anderen dunkelschimmernden Geistesgrößen ist es nöthig, den eigentlichen inneren Denkprozeß von der bloßen *façon de parler* zu scheiden. Dann wird sich anscheinende Unvernunft in wirkliche Vernunft verwandeln.

Von welcher weitgreifenden Bedeutung übrigens der tiefblickende und gigantisch konstruierende Geist Svedenborg's war, läßt sich aus der einzigen Thatfache entnehmen, daß Kant sich in einem seiner gedruckten Briefe darüber beklagt, Svedenborg habe ihm seine ganze Philosophie vorweggenommen; der Mystiker hatte hier den Kritiker überholt; und vielleicht würde eine Mystik der reinen Vernunft noch mehr bedeuten als eine Kritik der reinen Vernunft. Einen Svedenborg nach seinem vollen Werthe zu schätzen, würde demnach auch zu den Aufgaben echt philosophischer Wissenschaft gehören; aber einen vereinzeltten Anlauf Emerson's abgerechnet, ist im deutschen oder überhaupt im modernen wissenschaftlichen Leben davon noch wenig zu spüren gewesen. Wie die deutsche Wissenschaft diesen Vertreter des inneren Schauens, so hat sie das innere Schauen selbst zu sehr vernachlässigt; sie muß sich demselben wieder nähern. Svedenborg leidet etwas an geistiger Weitsichtigkeit, wie die meisten heutigen Gelehrten an geistiger Kurzsichtigkeit leiden; eben darum könnte er ihnen zur Kur dienen. Er steht darin, so verschieden auch sonst das Gebiet der beiderseitigen Thätigkeit ist, dem die Welt makroskopisch betrachtenden und makroskopisch schildernden Rembrandt sehr nahe; beide sind nordisch germanisch nebelhaft formlos — aber auch voll Geistes. Geistig steht Rembrandt in der Mitte zwischen dem Mystiker Svedenborg und dem Dogmatiker Spinoza; er, der Sohn der gemäßigten Zone, berührt sich mit dem Sohn des Nordens wie mit dem des Südens; aber sein Herz gehört dem Norden. Es ist bezeichnend, daß Svedenborg einen großen Theil seines Lebens in Holland verbrachte und seine sämtlichen Werke auch dort erscheinen ließ; verwandter Geist sucht eben verwandten Boden. Diese Uebereinstimmung zwischen beiden Männern geht sogar bis zu Aeußerlichkeiten; der volle sonore germanische Klang ihrer bloßen Namen enthält schon etwas Gemeinsames Männliches Ansprechendes — für Den, der die feineren und feinsten Beziehungen zwischen Innen und Außen zu schätzen weiß; denn die Mittel, mit welchen Natur wie Geschichte arbeiten, sind immer gemein deutlich; und oft ungemein subtil.

Svedenborg ist dabei innerlich nicht minder vornehm als Rembrandt; er ist in vieler Hinsicht ein germanischer Idealtypus; die tiefsten Seiten des Volksgemüths klingen in ihm an. Er war ein feingebildeter und welt-erfahrener Hofmann, dessen Stimme von den ihm gleichzeitigen schwedischen Königen in inneren Staatsangelegenheiten gern und oft gehört wurde; er steht somit dem ebenfalls zugleich hofmännischen und tiefsinnigen, weltflugen und nebelhaften Charakter Hamlet's überraschend nahe; ja gewisse Jugend-

briefe des Ersteren, aus seiner Studienzeit in Deutschland, lesen sich genau wie etwaige Briefe Hamlet's aus Wittenberg. Kunst und Wirklichkeit begegnen sich hier von mehr als einer Seite. Rembrandt malte und Svedenborg lebte im Charakter Hamlet's; für die deutsche Wissenschaft von heute könnte sich nichts Besseres ereignen, als wenn sie gleichfalls etwas von dem feinen und tiefen Geiste Hamlet's in sich aufnähme. Er ist uns gewissermaßen in Svedenborg verkörpert und dadurch historisch nahe gebracht. Ein Prinz war der Letztere zwar nicht, aber doch von hochstehender Herkunft; er war Mitglied der schwedischen Adelskammer; Erzbischöfe und Bischöfe gehörten zu seinen nächsten Verwandten. Svedenborg's Geburtsort ist nicht weit von dem des mythischen Hamlet entfernt; seine Heimath Westgothland liegt der Terrasse von Helsingör gegenüber; Mensch und Ort finden sich hier zusammen; und in bedeutsamster Weise. England Holland und Schweden, Shakespeare Rembrandt und Svedenborg, Dichter Maler und Denker — drei Nordseegeister treffen sich am Sund, auf der Hamletsstätte! In Hamlet ist mehr als in irgend einem anderen Charakter jener schon erwähnte Unterschied zwischen dem inneren Denken und der facon de parler ausgebildet; ja dieser Unterschied wird bei ihm oft zum Gegensatz; und giebt seinem Wesen jene Beimischung eines vornehmen und weltverachtenden Sarkasmus, die ihm so gut steht. Die Welle der schönen Empfindung bricht sich an dem harten Felsen der Wirklichkeit und leuchtet auf in dem Farbenspiele einer heiteren und dennoch bitteren Ironie. Svedenborg's Charakter ähnelt vor Allem darin demjenigen Hamlet's, daß er sich in Kontrasten bewegt; beide sind Naturen, in denen Hell und Dunkel dicht bei einander liegt; und eben dadurch erscheint das Helle in ihnen noch heller, das Dunkle in ihnen noch dunkler. Hierauf beruht größtentheils die eigenthümliche Anziehungskraft, welche der Hamletscharakter auf Jedermann ausübt. Schwarz und weiß ist eine vornehme Farbenzusammenstellung; und Trauer kleidet nicht nur die Frauen gut; etwas von dieser Anziehungskraft und dieser melancholischen Vornehmheit ist auch dem schwedischen Hamlet zu Theil geworden. Ein tief, fast zu tief angelegtes Gemüth und ein hoch, fast zu hoch strebender Geist vereinigen sich in ihm zu einer gewissen ergreifenden Noblesse der Gesinnung. Er war trotz seiner Mystik einer der hervorragendsten Mechaniker seiner Zeit; sein eigentlicher Beruf sogar war der eines Mechanikers und Kriegsingenieurs; aber seine Weltanschauung war nichts weniger als eine „mechanische“ im heutigen Sinne des Worts; so wenig wie diejenige eines anderen Mechanikers Kriegsingenieurs und intuitiven Geistes von weltumfassendem Blick: Leonardo da Vinci's. Eine Persönlichkeit, wie diejenige Svedenborg's, welche den Scharfblick des Weltmanns mit der Naivität eines Kindes, den Tiefblick des Mystikers mit dem Erfindungsgeist des erfahrenen Praktikers verband, erscheint wohl geeignet, dem einseitigen Spezialistenthum der heutigen Gelehrten als ein Gegenideal zu dienen.

Kunst und Wissenschaft sind die hellen Augen eines Volkes; in der Mystik schlägt sein Herz.

Ein tektonischer Aufbau der Naturwissenschaft, eine ethische Auffassung der Geschichtschreibung, eine nationale Handhabung der Kritik, eine subjektive Ausgestaltung des Wissens vom Menschen und eine philosophische Verwerthung des Wissens von der Welt — alle diese Faktoren müssen zusammenwirken, um der deutschen Wissenschaft ein neues Gesicht und eine neue Geschichte zu geben; um sie zu individualisiren. Dann wird sie sich der Kunst nähern, ohne irgend Etwas von ihrem bisherigen Werthe einzubüßen. Das dadurch gewonnene und gegen früher bedeutend bereicherte Weltbild hat alsdann jeder einzelne Philosophirende, je nach seiner besonderen Persönlichkeit, weiterhin subjektiv auszugestalten und zu vertiefen. Die Folge einer Befruchtung der Wissenschaft durch einen solchen im höchsten Sinne subjektiven — und wenn man auch hier an ein bestimmtes Subjekt anknüpfen will, Rembrandt'schen — Geist wird sein, daß sie dem Herzen der Welt einerseits und dem Herzen des eigenen Volkes andererseits näher rückt als bisher. Und damit ist viel erreicht; damit ist das todte Wissen zu lebendigem Schauen geworden; die Wissenschaft hat wieder einen Halt gewonnen, indem sie zur Philosophie zurückgekehrt ist. In der Kunst ist Individualität der Leistung das oberste aller Gebote; warum sollte sie es nicht auch in der Wissenschaft sein, soweit künstlerische Tendenzen in ihr zur Geltung kommen? Das würde eine echt germanische Entwicklung der Wissenschaft sein. „Etwas weniger Sohn und etwas mehr Neffe wäre mir lieber“ erklärte Hamlet gegenüber seinem Oheim, der den ihm gebührenden Thron offupirte; „etwas weniger Objektivität und etwas mehr Subjektivität wäre mir lieber“ könnte der deutsche Geist zu den Vertretern der heutigen Wissenschaft sagen, welche den ihm gebührenden Thron offupiren. Schon Goethe war der gleichen Meinung: „In New-York sind neunzig verschiedene christliche Konfessionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter an einander irre zu werden; in der Naturforschung, ja in jeder Forschung müssen wir es soweit bringen“ sagt er in sehr verständiger Weise. Natürlich ist dies eine Auffassung, welche jeder heutige Durchschnittsgelehrte weit von der Hand weist; aber die Schwäche der Leute liegt gewöhnlich in den Punkten, bezüglich deren sie jede Diskussion ablehnen. Das wissenschaftliche Eliquenwesen im heutigen Deutschland karikirt jene Forderung und rechtfertigt sie zugleich; denn man sieht so, daß dieselbe, wenn sie auf rechtmäßigem Wege vernachlässigt wird, sich auf unrechtmäßigem Wege eindringt. Goethe plaidirt hier für Weite des Horizonts; er spricht makroskopisch; er spricht im Sinne Rembrandt's.

So subjektiv und individuell und frei, wie dieser Künstler als Maler ist, soll auch der deutsche Forscher sein, insofern er Philosoph ist oder es sein will; Philosoph soll er stets sein und bleiben; dem Maler wie dem Forscher, dem Künstler wie dem Philosophen aber gemeinsam ist selbst-

Rückfall.

Die wissen-
schaftliche
Synthese.

verständlich das sorgfältigste Studium der Natur und das gewissenhafteste Streben nach sachlicher Wahrheit, welches ihren schließlichen Leistungen stets vorausgehen muß. Für beide Theile gilt der gleiche Kodex, nur seine Anwendung ist verschieden; Kunst und Wissenschaft streben also demselben Ziele zu; es heißt: Synthese des Geistes. Die dringendste Aufgabe der heutigen deutschen Bildung ist es, sich einer solchen inneren Anschauungsform wieder zuzuwenden. Synthese ist Erkenntniß aus erster Hand, Induktion ist Erkenntniß aus zweiter Hand; Religion Kunst Vaterlands-
liebe Naturempfinden — Alles, was dem Menschen theuer ist, was ihn eigentlich erst zum Menschen macht, kommt ihm durch Synthese zu. Dem gegenüber soll die Induktion zwar nicht aus dem Bereiche seines Daseins verschwinden, aber sie soll immerhin sich bescheiden. Synthese verschafft dem Menschen Das, was ihm heilig ist; Induktion verschafft ihm Das, was ihm nützlich ist; deshalb ist jene Geistesethätigkeit von höherem Werthe, als diese. Kultus ist mehr als Kultur — vorausgesetzt, daß beide ernst gemeint sind und sich auf richtigen Wegen befinden; denn das Göttliche ist stets und unter allen Umständen mehr als das Menschliche; ja, die Aufgabe jeder echten Kultur ist es, jene Ueberlegenheit des Kultus anzuerkennen und zu bethätigen. Religionskultus Geisteskultus Heroenkultus sind in ihrem innersten Wesen identisch; sie alle sind ein Appell an die höhere Natur des Menschen; sie alle führen zu einer aristokratischen Weltauffassung: wie und wo sich dieselbe in einem jener drei Gebiete bethätigen soll, bleibt der angeborenen Eigenart des sie bekennenden einzelnen Menschen überlassen. So fremd auch Rembrandt's Persönlichkeit scheinbar der Wissenschaft an sich gegenüber steht, kann sich also doch ein befruchtender Regen künstlerischer Anschauungen und Anregungen gerade von ihm aus über dieses allmählich etwas trocken gewordene Feld ergießen. Erst wenn das Sonnenlicht der Vernunft sich mit der feuchten Wärme subjektiven Fühlens gattet, entsteht nach bekannten physischen wie physiologischen Gesetzen: das Organische.

Wenn in Rembrandt'schem Geiste und aus Rembrandt'scher Gesinnung heraus eine Erneuerung der deutschen Bildung vor sich gehen soll, so wird sich dies also vor Allem auf dem Gebiet der Wissenschaft bethätigen müssen. „Die Grenzen der Kunst verengern sich, je mehr die Wissenschaft ihre Grenzen erweitert“ konstatierte Schiller; aber dieser Satz läßt sich auch umkehren; und es scheint jetzt die Zeit dazu gekommen. Heutzutage ist noch die Wissenschaft das Centrum der deutschen Bildung; soll eine Verschiebung dieses Zentrums zu Gunsten der Kunst stattfinden, so ergiebt sich daraus eine etwas veränderte — äußere und innere — Machtstellung jenes früheren Faktors; diesem gemäß hat sich die neue Rangordnung, eine aristokratische Rangordnung, im geistigen Leben der Deutschen zu entwickeln. Ein Darwin wiegt einen Shakespeare, der Geist des Beobachtens den Geist des Schaffens nicht auf. Auch die durch Shakespeare ins Leben gerufene

Welt hat ihre Gesetze; auch sie beruht auf dem Thatsächlichen; und mancher Professor hat sich schon gewundert, ja Abhandlungen geschrieben über das Wissen Shakespeare's auf dem Gebiete des Staats- und Rechtslebens, der Pferde- und Schiffahrtskunde. Zur Kunst gehört eben Wissen, aber zum Wissen gehört nicht Kunst; wohl freilich gehört Kunst zur Wissenschaft, wenn letztere recht verstanden und geliebt werden soll. In dieser Rücksicht muß man selbst den geistigen Standpunkt eines Darwin als mangelhaft lückenhaft unwissenschaftlich bezeichnen; der oben erwähnte Standpunkt v. Baer's ist ihm gegenüber der überlegene; weil er von künstlerischer Art ist. Denn der Kunst gebührt der erste, der herrschende, der entscheidende Platz innerhalb des gesammten Geisteslebens. „Genie ist ein König, Talent nur ein großer Herr oder auch ein kleiner“ sagt Rahel; Shakespeare ist ein „König“, Darwin ist „nur ein großer Herr“; darum soll der Letztere dem Ersteren dienen.

Die heutigen Deutschen haben vielfach den richtigen Maßstab für geistige Werthe verloren. Bismarck, der geflügelte Worte spricht und Büchmann, der sie druckt, gehören zwar zusammen; aber das Bild ist viel, ohne Rahmen; und der Rahmen ist nichts, ohne Bild. Dem Schwall des Geschriebenen gegenüber entbehrt der Einzelne leicht des klaren Blicks; und dennoch: wenn Jemand die Wahl hätte, ein eigenhändiges Gemälde Rafael's oder Alles zu besitzen, was je über Rafael's Gemälde geschrieben wurde; wer würde bei solcher Wahl zweifeln? Diesen Unterschied gilt es, stets im Auge zu behalten; Dichtungen nicht Kommentare, Bilder nicht Bücher, Menschen nicht Gelehrte soll der heutige Deutsche schätzen und studiren; „ein Loth Pragis ist mehr werth, als ein Zentner Theorie“ verkündigt ein altbewährtes Sprichwort. Man kann ein sehr guter Tänzer sein, ohne das geringste von Muskellehre zu wissen; ja die letztere wird dem Tänzer eher schaden wie nützen; und darum sollten auch die jetzigen Landsleute Rembrandt's und Goethe's sich geistig eher dem Tanze als der Muskellehre widmen. Die Musen tanzen, der Professor dozirt. Am Doziren hat die deutsche Bildung von jeher gelitten; denn der Deutsche ist nun einmal zum Uebertreiben geneigt, sei es aus Gewissenhaftigkeit sei es aus Mangel an Selbstbeschränkung; und dies ist der barbarische Zug in seinem Charakter. Er hat ihn neuerdings sowohl auf wissenschaftlichem wie auf künstlerischem Gebiet bethätigt; hier sitzt das Uebel; und von hier muß auch die Heilung ausgehen.

Der deutsche
Professor.

Das eigentlich Dauernde im Leben eines Volkes sind nur die festen wiederkehrenden Züge seiner Individualität; auf sie zurückzugreifen und sie besonders zu betonen, wo und wann und wie sie hervortreten, ist die Aufgabe der echten Historik; und diese wird am ehesten dann auf das Volk erziehllich einwirken, wenn sie ihm die einzelnen Züge seiner Individualität selbst, die lebendigen Gestalten seiner Geistesheroen, ins Gedächtniß zurückruft. In diesem Sinne erscheint es vollauf berechtigt, Rembrandt auch

als einen Schutzpatron der deutschen Wissenschaft anzusehen und anzurufen. Er ist gewissermaßen ihr Gegenpol; aber Gegenpole sind immer durch eine Achse unter einander verbunden; und diese Achse heißt im vorliegenden Fall: die Philosophie als Kunst. Hier liegt das Palliativ gegen die zerstörende Wirkung des jetzt allgemein üblichen wissenschaftlichen Betriebs; lange genug hat man das deutsche Geistesleben gelöst und aufgelöst; es ist nunmehr Zeit, es wieder zu binden und zu verbinden. Der hellleuchtende, aber im heutigen Bildungsnebel so gut wie garnicht beachtete Geist eines Niederdeutschen, Lichtenberg's hat auch hier vorlängst das Richtige getroffen: „der Deutsche vernachlässigt diejenigen Wissenschaften, wozu ihn die Natur hauptsächlich bestimmt zu haben scheint, das Klarmachen in der Philosophie und höheren Geschichte.“ Und „bewahre Gott, daß der Mensch, dessen Lehrmeisterin die ganze Natur ist, ein Wachsklumpen werden soll, worin ein Professor sein erhabenes Bildniß abdruckt“ sagt er bei einer anderen Gelegenheit. Der Professor ist die deutsche Nationalkrankheit; die jetzige deutsche Jugendziehung ist eine Art von bethlehemitischem Kindermord; diese zwei Wahrheiten können nicht oft genug wiederholt werden. Heutzutage sieht thatsächlich der Professor auf das deutsche Volk herab und das deutsche Volk zum Professor hinauf; es sollte aber umgekehrt sein. Damit das Volk diese Ehre verdiene, muß es sich eine deutsche und eine vornehme Gesinnung aneignen; oder wenigstens muß es im deutschen Volk eine Minderheit, geben, welche solche Ziele anstrebt; und welche dadurch einer falschen Bildung den Krieg erklärt. Der Individualismus soll sich nicht der Wissenschaft, sondern diese jenem unterordnen. Echte Bildung ist diejenige, welche stets die ganze Individualität eines Volkes ins Auge faßt; falsche Bildung ist diejenige, welche sie garnicht oder nur theilweise berücksichtigt; von dieser Art ist die jetzt allgemein gangbare deutsche Bildung. Wie Luther einst von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst, so muß man jetzt von dem — in mehr als einem Sinne — schlecht unterrichteten deutschen Volk an das besser zu unterrichtende deutsche Volk appelliren. Und dieser Appell ist zugleich ein solcher an seine innersten Gefühle.

Dubois-
Reymond.

Es wird gut sein, sich gelegentlich an einem einzelnen Beispiel zu verdeutlichen, wohin jene falsche Bildung führt. Wie eine absterbende Flamme vor dem Erlöschen noch einmal hell aufzuflackern pflegt, so hat das heutige deutsche Geistesleben in Dubois-Reymond einen seiner hervorragendsten und jedenfalls seinen bezeichnendsten Vertreter gefunden. Tüchtig und sogar ausgezeichnet als Spezialist, in dem von ihm bearbeiteten Einzelsach der Naturwissenschaft, stolpert und strauchelt er in bedenklichster Weise, sowie er sich in höhere Regionen wagt. Sein vor einigen Jahren gehaltener Vortrag über Faust, worin er zu Gunsten einer überaus platten und trivialen Weltauffassung Goethe selbst zu korrigiren versucht, muß im schlimmsten Sinne als ein Vortrag des — Famulus Wagner über den

Dr. Faust bezeichnet werden. Goethe wird darin allen Ernstes getadelt, daß er nicht Faust schließlich zum deutschen Universitätsprofessor und Gretchen zu seiner Frau gemacht habe; so urtheilt der Kunstgelehrte über den freien Geist, der Routinier über das Genie, Nicolai über Goethe. Eine derartige Denkweise ist undeutsch und antideutsch. Wie weit der Riß nicht nur zwischen Leben und Wissenschaft, sondern auch zwischen Wissenschaft und Wissenschaft heutzutage klappt, ersieht man aus einer anderen gelegentlichen Aeußerung ebendesselben Gelehrten: „die alte Kultur ging unter, weil sie auf dem Flugland der Aesthetik und Spekulation ruhte“ sagte er in einem seiner Zeit zu Köln gehaltenen Vortrage. Es ist kaum möglich, etwas Schiefes und Wahrheitswidrigeres über das Alterthum zu sagen, als in diesen wenigen Worten ausgesprochen wird; sie sind des windigsten französischen Causeurs würdig, und sie wurden öffentlich verkündet von Jemand, den man zu den anscheinenden Grundsäulen der heutigen deutschen Bildung rechnet; und der das Publikum über zwei wichtigste Elemente eben dieser Bildung, Goethe und das Alterthum, aufklären will. Die so außerordentlich oberflächliche und durch die neuere Geschichtschreibung längst verurtheilte Phrase von dem „in Nacht und Finsterniß versunkenen Mittelalter“ führt derselbe Orator bei jeder Gelegenheit im Munde. Man hat bezüglich mancher Studiensächer z. B. der Theologie, in neuerer Zeit vielfach einen Mangel an allgemeiner Bildung behauptet; sollte dieser Mangel, nach den obigen Vorkommnissen, nicht auch im Fache der Naturwissenschaften zu finden sein? Hat man vorgeschlagen, die Theologen in den Naturwissenschaften zu prüfen, so könnte man vielleicht mit demselben Rechte vorschlagen, die Naturwissenschaftler in der, recht verstandenen, Theologie zu prüfen. Wer das Göttliche in der Natur nicht erkennt, erkennt auch die Natur nicht richtig. Jedenfalls sieht man, wohin es führt, wenn solche Leute mit ihrer sogenannten hochmodernen Bildung einmal aus dem engen Kreise der Fachthätigkeit und Fachfähigkeit heraus- und wirklich bedeutenden Aeußerungen des menschlichen Geistes gegenübertreten; sie fällen dann ebenso unbescheidene wie unbegründete Urtheile. Die Sicherheit, mit welcher die letzteren trotzdem gefällt werden, gestattet keinen günstigen Rückschluß auf den Charakter der Betreffenden. Sie mögen etwa einer speziell um sie geschaarten Gruppe des Publikums imponiren; dem deutschen Volk werden sie nicht imponiren; das ist bessere Kost gewöhnt, als solche Erzeugnisse einer falschen Rhetorik. Dubois-Reymond vergißt, daß nicht nur er gegenüber Goethe, sondern auch sein prinzipieller Standpunkt gegenüber demjenigen Goethe's und man kann hinzusetzen aller künstlerischen Geister subaltern ist; aber „sich über das Höhere alles Urtheils zu enthalten, ist eine zu edle Eigenschaft als daß sie häufig sein könnte“ sagt W. von Humboldt. Wirklich muß man gegen solche geflistentliche Herabsetzung der idealen Instinkte des deutschen Volkes ernstliche Verwahrung einlegen; dergleichen ist Mißbrauch des Ratheders. Und derselbe beschränkt

sich nicht einmal auf allgemeine Bildungsfaktoren; sondern er erstreckt sich noch auf anderweitige Geistesgebiete, welche dem Spezialfach jener Leute besonders nahe liegen; auch hierfür bietet der bereits genannte Berliner Gelehrte ein schlagendes Beispiel. Ein „Professor“ glaubt in der Regel an Nichts; unter Umständen freilich auch an Alles; unter keinen Umständen aber an seine eigene Inferiorität. Diese Charakterdiagnose gilt von Gottsched bis zu Dubois-Reymond.

Die mechanische Weltanschauung.

Letzterer hat, gleichsam als ein neuer Sokrates auftretend, seine und der heutigen Naturwissenschaft Unwissenheit bezüglich der eigentlichen inneren Lebensvorgänge der Natur mit einer ihn bezeichnenden Selbstgefälligkeit in das Wort „ignorabimus“ zusammengefaßt. Für sich und seine Genossen, die Vertreter einer mechanischen Weltanschauung, hat Dubois-Reymond damit unzweifelhaft die Wahrheit gesprochen; ihnen sind jene großen und schwerwiegenden Probleme nicht zugänglich; aber eine andere Frage ist es, ob diese Weltanschauung eine endgültige, ob sie die allein richtige, ob sie überhaupt eine wissenschaftlich berechnete ist? Vom philosophischen künstlerischen individuellen Standpunkt aus muß man diese Frage verneinen; und insofern der individuelle Standpunkt ein speziell deutscher Standpunkt ist, muß man sie auch von diesem aus verneinen. Wenn der Professor mit dem französischen Namen die allgemeine Weltordnung eine mechanische nennt, so erinnert Das recht sehr an die heutigen Franzosen, welche in Moltke nur einen „Mechaniker“ erblicken; das Mechanische liegt hier beiderseits nicht in dem Beobachteten sondern in dem Beobachter. Dubois-Reymond, der im Jahre 1870 die Geschmacklosigkeit besaß, vor zahlreichen Zuhörern öffentlich zu erklären „ich schäme mich meines französischen Namens“, hat sich gerade in seinen geistigen Bestrebungen als ein rechter Durchschnittsfranzose gezeigt. Bekanntlich haben sich diese von jeher mehr durch die Gewandtheit und Dreistigkeit als die Gründlichkeit ihrer Deduktionen ausgezeichnet; auch sind die Franzosen von jeher in praktischer Hinsicht hervorragende Mechaniker gewesen; aber freilich ohne noch bisher darauf Anspruch zu machen, die ganze Welt in „Mechanik“ aufzulösen. Diese nicht eben allzu tiefgehende Konsequenzmacherei wird denn wohl in Dubois-Reymond ein deutsches Element sein. Nationale Mischlinge pflegen die Fehler ihrer beiderseitigen Voreltern zu erben. Der suffisante akademische Ton, das Gefühl als Unsterblicher zu reden, ist bei unsern Nachbarn jenseits der Vogesen bekanntlich nicht minder ausgebildet als bei dem fraglichen Professor an der Spree.

Gar so sehr brauchte also Herr Dubois-Reymond sich seines Namens nicht zu schämen; qui s'excuse, s'accuse. Es liegt sogar der Verdacht nahe, daß er in der Philosophie nicht besser beschlagen ist als in der Alterthumskunde; und daß sich sein Denken auf der Höhe seines nationalen Feingefühls befindet. Kepler und Newton, denen er jedenfalls an geistigem Range nachsteht, theilen seine mechanische Weltanschauung nicht; denn Jener

nahm ein künstlerisches und dieser ein ethisches Grundprinzip des Weltlebens an; sie hatten sich die Einheit der Weltanschauung bewahrt, welche den Vertretern der neueren Wissenschaft durchweg verloren gegangen ist. Die Ansichten des deutschen und des englischen Weltburchforschers widersprechen sich nicht, sondern bestätigen sich nur gegenseitig; sie spiegeln das Wesen des Weltgeistes wider, wie zwei Thautropfen die Sonne; ob der eine etwas mehr röthlich oder der andere etwas mehr grünlich schimmert, macht dabei keinen Unterschied. Beide haben die Welt als ein organisches Ganze, nicht als eine Maschine angesehen. Wie man über l'homme machine des vorigen Jahrhunderts längst zur Tagesordnung übergegangen ist, so wird man auch über le monde machine dieses Jahrhunderts baldigst zur Tagesordnung übergehen. Denn Alles wiederholt sich in der Zeit und Alles wird einmal von seinem gerechten Schicksal ereilt. Mensch wie Welt, die nach Swedenborg identischen Größen, hat innerhalb von hundert Jahren das gleichgemessene Loos betroffen; man will sie todt schlagen, aber sie leben. Swedenborg und Dubois-Reymond stehen sich gegenüber wie Hamlet und der Todtengräber; solche Leute, wie der Verfasser des l'homme machine und der genannte Apostel einer „mechanischen“ Weltanschauung, sind die Todtengräber ihrer Zeit; sie selbst sind so hohl wie die Gräber, die sie graben. Ein Wort gleich jenem ignorabimus enthält das letzte Wissen aber auch den letzten Willen einer Zeit; man sieht schon die facies hippocratica; und es dauert nicht lange, so hört man die Scholle auf den Sarg poltern.

Für den Spezialisten, den Kulturmenschen im niederen Sinne gilt also jenes ignorabimus; für den Individualisten, den Naturmenschen im höheren Sinne gilt es nicht. Die heutige Wissenschaft, soweit sie sich nicht der höheren Geistesmacht der Kunst ein- oder unterordnet, zeigt besonders darin einen scholastischen Zug, daß es für sie einen todtten Punkt in der Welt giebt, wo ihr gewissermaßen der Verstand stille steht. Dieser feste und starre und dunkle Punkt im Wesen der einseitig betriebenen Wissenschaft stempelt dasselbe zu einem zentralistischen, im geraden Gegensatz zu der stets freien und beweglichen und individualistischen Kunst. Das mechanische Prinzip stellt sich hier dem organischen Prinzip in erklärter Feindschaft gegenüber; aber jenes wird an diesem seinen Meister finden. Für Leben Kunst Menschlichkeit giebt es jenen todtten Punkt nicht; sie gebären sich ewig neu; und darauf beruht ihre Ueberlegenheit über die Wissenschaft. Das Maß, das der Verstand an die Dinge legt, geht nie rein auf; der Verstand kann Einem stille stehn; daß die Vernunft einem gesunden Menschen stille gestanden wäre, davon hat man noch nicht gehört; auch hier zeigt es sich: der Eindruck gilt mehr als die Beobachtung. Das Meiste in der Welt wird durch inkommensurable Größen gemacht: Liebe Ehre Frömmigkeit sind Dinge, die sich nicht mit dem Zollstab ausmessen lassen; sie sind es, die über das Schicksal des einzelnen Menschen

wie der gesammten Menschheit entscheiden; und inkommensurable Größen entscheiden auch im geistigen Leben. Die Welt ist zwar inkommensurabel für den Verstand des Menschen; aber sie ist nicht inkommensurabel für den ganzen Menschen; weil dieser eben selbst eine inkommensurable Größe ist. Gleiches kann nur durch Gleiches, Inkommensurables durch Inkommensurables, Organisches durch Organisches erkannt werden. Das ist ein Grundsatz nicht der höheren sondern der „höchsten Mathematik“. Der Mensch, welcher eine organische Einheit ist, kann auch die Welt nur als eine organische Einheit auffassen verstehen erkennen. Der Mensch ist das Maß aller Dinge.

Die organische Welt-auffassung.

In diesem Spruch begegnen sich der besonnenste aller Dichter, Sophokles, und der feurigste aller Denker, Swedenborg; das physisch dunkle aber geistig klarblickende Auge des Griechen und das physisch helle aber geistig dunkelblickende Auge des Germanen verkünden die gleiche hohe und einfache Weisheit. Die griechischen Götter selbst waren nur Reflexe, von der griechischen Menschheit in die Natur geworfen; Homer, der diese menschlichen Götter schuf, giebt damit gleichsam das kleine, Swedenborg, der die ganze Welt zu einem Menschen machte, das große Einmaleins des Geistes. Das letztere ist in diesem Fall, entgegen den entsprechenden Formationen der Elementarrechnung, einzelner und einfacher als das erstere; denn je tiefer man in die Verhältnisse der Welt eindringt desto einfacher werden sie; und das einfachste aller Verhältnisse ist es, wenn der Mensch, diese erste Eins, sich mit der Welt, dieser zweiten Eins, multipliziert: Ein mal Eins. Mag man in der Natur eine Anzahl von einzelnen Einheiten erblicken, wie die Griechen oder mag man in der gesammten Welt nur eine einzige Einheit erblicken, wie die Modernen; mag man an Götter oder an Gott glauben: immer ist es der Typus Mensch, welcher als Mittel der Erkenntniß dient und in welchem sich alles Das, was nicht Mensch ist, als eine geschlossene und eben darum organische Einheit widerspiegelt. Hier liegt der Schlüssel zur Welt! Wie man in der niederen Mathematik mit Hülfe zweier bekannter Größen und Gleichungen eine dritte unbekannte Größe zunächst eliminirt und dann fixirt; so läßt sich auch jenes unbekannte x, das Wesen und Räthsel der Welt, zunächst eliminiren und danach fixiren durch die beiden bekannten Größen „Mensch“ und „organisch“. Und daß die erste dieser beiden Größen von variabler Art ist, läßt immer neue und immer mannigfaltigere Lösungen jenes geistigen und mathematischen Weltproblems zu. Das Welträthsel lösen heißt: in der Wirklichkeit das Menschenleben dem Weltleben, und im Geiste das Weltleben dem Menschenleben parallel entwickeln; es heißt beides organisch entwickeln; es heißt beides künstlerisch entwickeln. Denn das Organische ist das Künstlerische. Organismus läßt für Schablone keinen Platz und für Mechanismus nur soviel als diesem zukommt: nämlich einen untergeordneten; dadurch ist der Wissenschaft, der Kunst, der Bildung von heute ihre Bahn vorgeschrieben: näm-

lich ab vom Mechanischen und hin zum Organischen! Phidias, der zuerst das *ex ungue leonem* als den leitenden Grundsatz jeder echten künstlerischen Thätigkeit aufstellte, stellte damit — bewußt oder unbewußt — auch zuerst den leitenden Grundsatz jeder echten geistigen Erkenntniß auf. Cuvier hat denselben auf die äußeren Organismen des Naturlebens angewandt; in Bezug auf die innere Organisation des Weltlebens harret er noch seiner Durchführung. Aus der Klaue den Löwen und aus dem Menschen die Welt! Die Griechen betrachteten die Welt menschlich; die Modernen betrachten die Welt weltlich; es erübrigt nun noch, den Menschen weltlich zu betrachten. Wie Alles Vorhandene, so geht auch das Denken seinen stufenmäßigen Gang; es entwickelt sich absatzweise, es vervielfältigt sich; es organisirt sich.

Das Wesen des Organischen in Natur wie Kunst beruht darauf, daß es schöpferisch ist; daß es, anscheinend widersinnig, desto mehr wird je mehr man von ihm wegnimmt; und zwar in organischer Weise von ihm wegnimmt. Wer zeugt oder schafft, giebt etwas von seinem Wesen weg; aber er vermehrt es eben dadurch. Die niedere Mathematik beruht darauf, daß die darin verwendeten Grundeinheiten als stetig gleich angenommen werden; auf diesen Grundsatz ist unser gewöhnliches Zahlensystem oder die Elementarrechnung gebaut; die höhere Mathematik beruht darauf, daß jene Grundeinheiten als annähernd gleich — als halb gleich und halb ungleich — angenommen werden; hierauf ist die sogenannte Wahrscheinlichkeitsrechnung begründet; die höchste Mathematik beruht darauf, daß die Grundeinheiten als individuell — also stetig ungleich — angenommen werden; man darf sie als die Rechnung mit dem Lebendigen oder als die Wahrheitsrechnung bezeichnen. Dieser Name erklärt sich selbst; denn es ist ein logisch und physisch längst erwiesener Grundsatz, daß es zwei oder mehr einander gleiche Dinge in der Welt nie gab noch geben wird; diese unzweifelhafte Wahrheit sollte daher eigentlich allem Rechnen zu Grunde liegen; und man sollte sich stets gegenwärtig halten, daß unser gewöhnliches Zahlensystem auf einer an sich unhaltbaren Hypothese beruht. Ein Ei und eine Ruß kann man nicht addiren; sie sind individuelle Größen; und werden hier nur als solche betrachtet. Der Satz, daß $2 \times 2 = 4$ ist, gilt in der höchsten Mathematik nicht; denn für diese ist der Begriff 2, welcher auf der hypothetisch angenommenen Identität zweier Größen beruht, überhaupt nicht vorhanden; sie kennt, wie das Leben selbst, nur Einheiten. Eher würde noch nach ihren Grundsätzen $1 + 1 = 3$ sein; denn aus der Einwirkung eines ersten auf einen zweiten Organismus kann sich ein dritter Organismus entwickeln, welcher keinem der andern beiden gleicht. Es ist dies der Vorgang der Zeugung im geistigen und physischen Sinne. Die höchste Mathematik ist also eine Rechenkunst, welche nicht bis fünf, ja genau genommen nicht einmal bis zwei zählen kann; sie steht in einer gewissen Verwandtschaft mit den sogen. ideographischen Sprachen,

Höchste
Mathematik.

dem Chinesischen und Altbabylonischen, welche nicht mit einer begrenzten Anzahl Lautzeichen von stets gleichbleibendem Werth, wie wir in unserm Alphabet, sondern mit einer unbegrenzten Anzahl von unter sich ganz ungleichwerthigen Wort- und Begriffszeichen operiren. Es sind dies uralte Sprachen und so schließt sich wieder die früheste mit der spätesten Entwicklung des menschlichen Geistes zum Ringe zusammen. Individuelle Wortzeichen und individuelle Denkgrößen entsprechen sich; jene Sprachmethode giebt ein äußerliches und thatfactliches, diese Denkmethode ein innerliches und grundsätzliches Bild von der unendlichen Mannigfaltigkeit des Weltlebens. Der oberflächlichen Betrachtung scheinen die Dinge, welche etwa einer Gattung angehören, alle gleich; der genaueren Betrachtung scheinen sie unter sich unähnlich; die genaueste Betrachtung erkennt sie als von einander grundverschieden; demgemäß haben sich die drei Stufen der Mathematik entwickelt.

Dreierlei
Kunst.

Ebenso lassen sich innerhalb der Kunst diese drei Stadien der Identität, der Ungleichheit, der Individualität unterscheiden; wie formell in den „eleganten“ Lösungen eines mathematischen Problems, führt die Mathematik hiernach auch ideal zur Kunst hinüber; beide entwickeln sich in gleichem Stufengang. Denn jedes Kunstschaffen ist eine mehr oder minder direkte, eine mehr oder minder umfangreiche, eine mehr oder minder eingehende Spiegelung der Außenwelt; je schärfer ein Kunstwerk seinen Gegenstand, zugleich sinnlich und geistig, widerspiegelt desto besser ist dasselbe; und zu diesen Gegenständen gehören auch die geistigen Vorstellungen der Menschheit, des Volkes, des Einzelnen. Jeder beliebige Gegenstand verhält sich zu seinem Spiegelbild, nach den Gesetzen der Optik wie des Geistes, streng symmetrisch; das letztere ist eine Wiederholung des ersteren und also in gewisser Hinsicht mit ihm identisch; beide stehen dadurch zu einander in dem Verhältniß einer hypothetischen Gleichheit. Jeder Gegenstand verhält sich aber auch zu seinem Spiegelbild streng rhythmisch; denn das letztere ist zwar eine Wiederholung, aber eine abgeschwächte Wiederholung des ersteren; dadurch hat eine Verschiebung des geistigen Schwerpunktes zwischen beiden stattgefunden und sie sind deshalb einander in gewisser Hinsicht ungleich. Jeder Gegenstand verhält sich endlich zu seinem Spiegelbild sozusagen unendlich; denn unendlich ist die Zahl der Spiegelbilder, die sich von einem Gegenstand nehmen lassen und von denen jedes die obigen Eigenschaften hat; dadurch wird jeder Gegenstand, als Einheit genommen, zum Centrum einer Welt von Spiegelbildern, welche von ihm ausgehen können und von denen keins dem andern thatsächlich gleich ist. Diese drei Stadien des Kunstschaffens und der Kunstauffassung finden sich auch historisch entwickelt: die ägyptische Kunst, soweit sie überhaupt zu einem Stil gelangt, kennt nur Symmetrie; die griechische fügt dieser den Rhythmus hinzu; und die moderne Kunst, wie sie ihre extremste Entwicklung in Rembrandt gefunden hat, schließt ab mit dem Individualismus. Der niederen Mathe-

matik steht die ägyptische, der höheren Mathematik die griechische, der höchsten Mathematik die moderne bildende Kunst nahe. Keine Kunst ist architektonischer als die der Ägypter und keine unarchitektonischer als die Rembrandt's; die scharf kontourirte Knospe dort hat sich hier zur vollen und anscheinend regellosen Blume entfaltet: alle Entwicklung ist nur Lösung. Und die Art dieser Lösung läßt sich am besten auf mathematischem Wege feststellen. Die höchste Mathematik steht demnach der Kunst im Allgemeinen sehr nahe; im Besonderen aber berührt sie sich dann außerdem noch mit zwei Künsten: mit der Philosophie und der Politik; mit jener, weil alle Mathematik aller Philosophie sehr nahe steht; mit dieser, weil auch die Politik stets mit individuellen unter sich ungleichen Größen, nämlich mit Menschen und Zuständen, zu rechnen hat. Wenigstens ist dies die Thätigkeit einer gesunden Politik; eine solche dagegen, die mit willkürlich angenommenen Einheiten rechnet d. h. die Dinge dieser Welt nach irgend welchen überkommenen oder frei erfundenen Doktrinen und Begriffen behandelt, ist eine schablonenhafte doktrinaire ungesunde. So ziehen sich unsichtbare Fäden von einem Lebensgebiet zum andern. Die höchste Mathematik beruht mithin auf ganz anderen und theilweise ganz entgegengesetzten Voraussetzungen, als die höhere und niedere; aber sie löst dafür auch Probleme, welche jenen beiden verschlossen sind; man könnte sie einem geistigen Fernrohr vergleichen. Seine Sehweite reicht durch und über Welten hinweg.

Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist... wohl aber ein schaffender Geist, wenn er zugleich ein denkender ist; von diesem Standpunkt aus kann man dem ignorabimus Dubois-Reymond's ein kräftiges novimus entgegenrufen: es ist der künstlerische Standpunkt. Wo das Latein der Wissenschaft aufhört, fängt das Latein der Kunst erst an. Aber freilich ist dies gerade derjenige Stand- und Gesichtspunkt, welcher dem Verklünder jener mit soviel Emphase vorgetragenen Lehre vollständig abgeht; auf dem Widerspruch zwischen dem wirklichen inneren Werth derselben und den großen äußeren Ansprüchen, mit welchen sie auftritt, beruht ihre sittliche Unwahrheit. Sie ist so außerordentlich billig und giebt sich für so außerordentlich werthvoll. Auch in dieser Hinsicht ist es also als ein Fortschritt anzusehen, wenn die wissenschaftliche Bildung der heutigen Deutschen sich in eine künstlerische Bildung der künftigen Deutschen verwandelt. Wir sind noch nicht am Ende aller Tage, wie so mancher Professor meint; es kann noch einmal ganz anders kommen, als es heute ist; die Wissenschaft wie das menschliche Denken überhaupt sind darauf angewiesen, sich stets neu zu gebären. Wir stehen jetzt an der Wendung einer neuen Epoche. Die Herrschaft zwar nicht der Wissenschaft überhaupt, aber doch der gegenwärtigen und sich zeitweilig allmächtig dünkenden Wissenschaft neigt sich zu Ende; ihre Erbin, die Kunst, ist erschienen; sie wird die Schätze der Wissenschaft übernehmen und im eigenen Sinne verwalten. Wohl dem

Deutschen, daß er diese reich ausgestattete Erbtöchter als Braut heimführen darf; der „Schwiegermutter Wissenschaft“ aber möge dann eine sanfte Ruhe beschieden sein; schon Goethe hat ihr dieselbe prophezeit, als er sich verbat, „daß die alte Schwiegermutter Weisheit das sanfte Seelchen Phantasie ja nicht beleid’ge“. Jede Zeit will ihr Recht; und es ist nur in der Ordnung, daß in der Herrschaft des Hauses auf die Schwiegermutter die Schwiegertöchter folge; möge denn bald im deutschen Hause die schöne junge neue Herrin, die Kunst, einziehen.

Künstler und
Professor.

Es läßt sich nicht leugnen, daß eine Anschauungsweise, welche in dem weiten lebenathmenden Bau der Welt nur einen Mechanismus sieht, für den feineren Sinn etwas Beleidigendes hat; sie wird den höheren Bedürfnissen der einzelnen Menschenseele ebenso wenig gerecht wie der Denkweise der edelsten Geister, welche die gesammte Menschheit bisher hervorgebracht hat; sie rechnet nicht mit den inkommensurablen Faktoren im Leben des Menschen und darum ist ihr Kalkül falsch. Die Fehler der Menschen wiederholen sich immer und die Fehler der Gelehrten auch; schon Bacon hat bemerkt, daß die letzteren „die Unzulänglichkeit ihrer Kenntnisse verleumderisch der Natur zur Last legen und aus ihrer Wissenschaft selbst beweisen, daß Dasjenige, was sie vermittelst derselben nicht haben erreichen können, dem Laufe der Natur nach schlechterdings unerreichbar sei“; gerade so verfährt Dubois-Reymond. Sein *ignorabimus* ist, wiederum echt französisch, in *usum delphini* erfunden. Es ist eine Lehre für dürstige Seelen — für jene armen Seelen, welche im Fegfeuer des heutigen Spezialismus schmachten; aber auch das Fegfeuer ist glücklicherweise nur ein Durchgangsstadium. Auch arme Seelen können noch einmal in den Himmel der Kunst eingehen; ein Genius wie derjenige Rembrandt's vermag sie aus ihrer Qual zu erretten; er kann und soll ihr Erzieher werden. Denn er hat Alles, was ihnen fehlt. Wie Hamlet von der Blässe des Gedankens, sind sie von der Leichenfarbe der Gedankenlosigkeit angefränkt; durch Philosophie können sie zum Leben und durch Leben wieder zur Philosophie gelangen; dann wird sich auch die Röthe der Gesundheit wieder bei ihnen einstellen. Fast so sehr wie Dubois-Reymond von Goethe, wird dieser von Rembrandt und Shakespeare an mystischer Geistestiefe, verbunden mit sinnlicher Freude und Fülle des Lebens übertroffen. Solchen breiten offenen großen Seelen wäre die engwinklige und engbegrenzte Weltauffassung des gegenwärtigen wissenschaftlichen Spezialistenthums unbegreiflich und ein Gegenstand des souveränen Spottes gewesen. Wie es überhaupt keine Persönlichkeit giebt, welche dem echten Künstler mehr entgegengesetzt ist als der echte Professor, so giebt es wohl keinen größeren Gegensatz zu dem typischen Berliner Professor von heute als den typischen niederländischen Maler von einst. Dort geistige Gebundenheit, kühle Kritik, fernerhaftes Rückwärtsblicken; hier geistige Freiheit, frisches pulsirendes Leben, mannhaftes Umsichblicken; hier der Homunculus in und neben seiner Retorte;

dort der Mensch, welcher der Welt schöpferisch gegenübersteht. In Dubois-Reymond einerseits, Rembrandt andererseits spitzt sich dieser Gegensatz noch schärfer zu; dem Kathederspezialisten steht der Kunstuniversalist, dem geschwätzigen aber leeren Rhetor der stumme aber beredete Bildner gegenüber; jener ist durch und durch unschöpferisch hochtrabend trivial; dieser eine geist- und lebensprühende Gestalt von genialer Ursprünglichkeit wie Unbefangenheit. Eine, im geistigen Sinne, weniger mechanische Persönlichkeit als die Rembrandt's und eine, im geistigen Sinne, weniger vornehme Persönlichkeit als die Dubois-Reymond's ist kaum zu denken; und noch um so weniger vornehm als sie sich, in akademischer Pose, äußerlich vornehm zu geberden sucht. Man könnte Letzteren geradezu einen Anti-Rembrandt nennen. Daß derselbe Mann schließlich damit endete, einen — Mackenzie zu protegiren, kann nach alledem nicht Wunder nehmen; denn antinationale Gesinnungen auf geistigem politischen und persönlichen Gebiet gehen stets Hand in Hand. Aber auch für diesen deutsch-französischen Minotaurus findet sich wohl noch einmal ein Theseus. Jedenfalls wird der deutsche Volksgeist sich mit solchen Scheingrößen eines Tages auseinandersetzen und ihnen ihr Sündenregister präsentieren; eine lange Rechnung, die sie dann bezahlen müssen. „Die meisten von unseren berühmten Gelehrten sind Pasten, keine Edelsteine“ sagte Lichtenberg vor hundert Jahren; und es haben sich seitdem wohl die Verhältnisse aber nicht die Menschen geändert. Wagners, die sich als Fauste drapiren, giebt es heutzutage genug; wenn sie denn einmal leben sollen, so möchte man wenigstens wünschen, daß sie bescheiden werden; heiliger Goethe, bete für sie!

Die Richtung, welche die Bildung des deutschen Volkes in diesem Jahrhundert genommen hat, hängt ohne Zweifel mit seinen politischen Entwicklungen und Entwicklungen zusammen. Die deutsche Revolution von 1848 wurde durch den Marquis Posa gemacht; und umgekehrt ist durch die Erfolge des Jahres 1870 der in Berlin von jeher heimische Geist Nicolai's etwas mehr als wünschenswerth auf das übrige Deutschland übergegangen. Dieser Vorgang ist wichtiger und bedrohlicher, als man wohl denkt. Es ist kein Zufall, daß Dubois-Reymond's „mechanische Weltanschauung“ vorzugsweise dort ihre Verklünder und Verehrer findet, wo einst Schiller und Goethe vorzugsweise ihre Gegner fanden: in Berlin. Gerade letzteres sollte man nicht vergessen. Die Kontinuität der Geschichte ist sehr groß und ihre bleibenden sind ihre stärksten Faktoren; die zwar nicht äußere aber innere Lokalphysiognomie einer Stadt oder eines Staats erhält sich auch dann noch sehr lange, wenn ihr im Laufe der Zeit neue Bevölkerungselemente zuwachsen; denn letztere werden eben assimiliert. Das überwiegend orientalisirte kaiserliche Rom war von dem überwiegend italischen republikanischen Rom nur der Stufe, nicht aber der Art seines Charakters nach verschieden; die heutigen Franzosen sind, nach den Hauptzügen ihres Nationalcharakters noch ganz dieselben turbulenten Gallier,

Berliner
Bildung.

welche Cäsar vor zweitausend Jahren beschrieb; und auch die heutigen Berliner sind im Grunde noch dieselben, wie die vor hundert Jahren. „Nicolai, der noch lebt“ schrieb Hebbel. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser spezifische Berliner Geist dem rein deutschen Wesen entgegengesetzt ist; Goethe selbst hat dies oft empfunden und ausgesprochen; Berlin ist der einzige Ort, zu dem er sich offen als Antipode bekannt hat. „Was schiert mich der Berliner Bann, Geschmäcklerpaffenwesen?“ Für den diplomatisirenden Dichter, der im Tadeln und Opponiren sonst so überaus vorsichtig war, ist dies doppelt bezeichnend; das Gefühl des Gegensatzes muß demnach bei ihm sehr stark gewesen sein; „wer mein Freund ist, der rathe mir nicht nach Berlin zu kommen“ sagt er bei einer anderen Gelegenheit. Die damaligen Dubois-Reymonds hatten ihm wahrscheinlich den dortigen Aufenthalt verleidet; daß jetzt die sogenannten Goethekenner ganz besonders in Berlin zu finden sind, kann diese Thatsache nur noch schärfer beleuchten; literarische Feinschmeckerei vereint sich selten mit wahrer innerer Antheilnahme und Gesinnungsverwandtschaft. Dem Griechen steht der Alexandriner ebenso fern, ja noch ferner als der Barbar; denn dieser, als ein geistiges Kind, kann vielleicht noch zu voller Männlichkeit ausreifen; jener, als ein geistiger Greis, aber niemals. Schon im Alterthum ging mit dem Aufblühen der Kennerenschaft der Verfall der Kunst Hand in Hand; Goethe's Gesellschaft war eine andere als die heutige Goethegesellschaft; sie fühlte menschlich, nicht kennerhaft.

Dieser Gegensatz ist vorhanden und es nützt nichts, ihn zu vertuschen; die zahlreichen Gesinnungsgegner Goethe's, welche zum Theil mit seinen berufsmäßigen Verehrern identisch sind, würden gut daran thun, sich offen zu dieser Gegnerschaft zu bekennen oder sie aufzugeben. „Sie lassen mich alle grüßen und hassen mich bis in Tod“ hat Goethe von solchen Leuten gesagt; man hat daher ganz richtiger Weise von Goethepaffen gesprochen; nichts aber war Goethe und ist jedem freien Geiste mehr zuwider als pfäffisches Wesen. Eine Versöhnung zweier so verschiedener Standpunkte, auf der Basis der Gleichberechtigung, ist nicht möglich; denn der menschliche Standpunkt ist ein für allemal der höhere, der bescheidenere, der ehrlichere; er ist der echtere. Es ist ein uralter deutscher Rechtsgrundsatz, daß Jeder nur von seinesgleichen gerichtet werde; er gilt auch im Reich des Geistes; und nicht am wenigsten für die Kritik. Die ästhetischen Thee's des früheren Berlins waren gegen Goethe nicht gerechter, als es die politischen Fortschrittsclubs des heutigen Berlins gegen — Bismarck sind. In beiden Fällen ist der Gerichtshof nicht kompetent; in beiden Fällen urtheilt Deutschland anders als Berlin; daß die Berliner Fortschrittler des 20. Jahrhunderts wahrscheinlich ebenso Bismarckkultus treiben werden, wie die Berliner Aesthetiker des 19. Jahrhunderts Goethekultus treiben, ändert hieran nichts. „Du hast gesiegt, Galiläer“ ist der Refrain so mancher weltgeschichtlichen Epochen. Jener obige Gegensatz liegt einmal

tief in der menschlichen Natur begründet; er zieht sich durch die Jahrhunderte wie durch die Jahrtausende: schon Phidias wurde, nach einer antiken Anekdote, als er eine für Höhenansicht berechnete und daher scheinbar unförmliche Statue ausstellte, von der Menge wie den Kennern ausgelacht. Und die moderne Kunst befindet sich im gleichen Dilemma. Es giebt ein Bismarckporträt von A. von Werner, welches diesen äußerlich zwar vollkommen ähnlich, innerlich aber nur mit der Kapazität eines mäßig veranlagten Landraths begabt zeigt; der geistige Kammerdienerstandpunkt ist weder für den Geschichtschreiber noch für den Künstler der rechte; ein Künstler, der einstmals wirklich Kammerdiener war, Rauch hat gerade in Berlin und in der Darstellung geschichtlicher Persönlichkeiten die besten Beispiele von dem Gegentheil geliefert. Goethe seinerseits wurde es nie müde, Nicolai, den Propheten der Platttheit zu verdammen. Die Art des Letzteren, Goethe und Schiller von oben herab zu behandeln, ist bekannt; aber dieser Standpunkt wurde auch von klügeren Leuten getheilt; über Schiller's Glocke schrieb selbst eine Karoline Schlegel „wir wären fast vor Lachen vom Stuhle gefallen“, als sie deren erste Wirkung auf die damals sogenannten geistreichen Kreise Berlins schilderte. Dies Urtheil über ein Gedicht, welches ein Wunderwerk von poetischer Formulirung und in gewissem Sinne das deutscheste aller vorhandenen deutschen Gedichte ist, erscheint überaus bemerkenswerth; so gleichgültig es an sich ist, so wichtig und weittragend ist es in seiner symptomatischen Bedeutung. Der nüchterne Geist war dem idealen Geiste feind.

Schiller erwiderte jene Antipathie durchaus; er gab ein von ihm Schiller und
Preußen. beabsichtigtes und zur Verherrlichung Friedrichs II bestimmtes Epos „Leuthen“ auf, weil ihm der Held desselben „zu kalt“ erschien; hier war der schwäbische Dichter, wie auch sonst, der berufene Fahnenenträger für die Gesinnung der eigentlich deutsch Fühlenden; und lange nach ihm noch haben ein Vornsen und ein Gervinus ähnlich empfunden. Es ist leichter, solche Urtheile zu verdammen als sie zu verstehen. Halte man diese tiefen und zarten Regungen des deutschen Volksgemüths ja nicht für gering; denn Männer, die mit dem Volksgeiste Fühlung haben, wissen ihm auch Ausdruck zu geben. Friedrich II war thatsächlich „kalt“; eine großartige Verständigkeit bildete den Grundzug seines Wesens; mit ihr schlug er seine Schlachten und durch sie brachte er seine Provinzen zum Blühen; aber selbst gegenüber seinen näheren Bekannten und Vertrauten zeigt er kaum die Aeußerung oder das Vorhandensein eines wirklich herzlichen Gefühls. Er war gelegentlich sentimental, aber nie leidenschaftlich und hat darin eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Napoleon I und Cäsar. Als ein durchaus politischer d. h. völlig klarer Charakter eignete er sich für eine künstlerische Behandlung wenig; denn diese braucht für ihre Gestalten eine Trübung durch menschliche Affekte; ein durch und durch kühler Kopf lohnt eine poetische Darstellung nicht. Politik und Poesie stoßen sich zuweilen

ab. Friedrich II hatte kein Herz für die deutsche Dichtung und diese kein Herz für ihn; der Bund, den beide in Lessing's Minna von Barnhelm schlossen, ist nur eine Vernunftthe; und auch bis heute noch hat der große König keinen ihm ebenbürtigen poetischen Verherrlicher gefunden. Die kalte Hand des Staatsgerippes konnte, wo sie sich direkt mit dem warmblütigen deutschen Volkskörper berührte, diesem nur ein unbehagliches Gefühl verursachen; indeß sind unbehagliche Eindrücke im Leben und vor Allem in der Erziehung nothwendig; dies hat sich auch in der Erziehung Deutschlands durch Preußen bewährt. Solange Preußen und Deutschland nicht eins waren, solange das Gerippe sich noch außerhalb des Körpers befand, mußten beide einander abstoßen; jetzt da sie zusammengehören, hat dies Gefühl keine Berechtigung mehr. Die „Kälte“ des preussischen Geistes hat hier zum Segen geführt; eben darum aber wäre Nichts falscher, als sie überhaupt auf geistigem Gebiet herrschend zu machen. Das Dämmerlicht der Poesie gehört nicht in die Politik und die Nüchternheit der letzteren nicht in die Kunst; es sind Gegensätze, die stets wiederkehren und stets auseinandergehalten werden müssen.

Andererseits steht wieder der charaktervolle politische Künstler dem, in mehr als einem Sinne, spekulativen Forscher feindlich gegenüber. Als in den Theegesellschaften Friedrich Wilhelms IV ein Bismarck sich über A. von Humboldt moquirte, moquirte sich die volksthümliche deutsche Bildung über die gelehrte Berliner Bildung; jene hat zwar zunächst nur auf dem Gebiete der Politik Recht behalten; aber sie wird sich auch noch andere Gebiete zu erobern wissen. Noch jetzt kann man von einer spezifisch Berliner Bildung reden. Es ist eine Bildung auf rein wissenschaftlicher oder noch genauer gesagt: auf rein verstandesmäßiger Basis; darin liegt ihre scheinbare Stärke sowie ihre wirkliche Schwäche. Es ist eine Bildung, in der Empfindung keinen Platz hat; in der das Herz verstummt; und die folglich nie volksthümlich sein kann. Sentimental und gelegentlich fanatisch — bildungsfanatisch — kann sie freilich sein. Auch war sie einmal geistreich; nämlich zu den Zeiten Rahel's; doch ist das heutige Berlin nicht entfernt so geistreich oder geistvoll wie das frühere; es weiß mehr und denkt weniger; fast möchte man sagen täglich weniger. Wenn Bescheidenheit klug macht, was richtig scheint, so läßt sich dieser Wechsel auch geschichtlich begründen; wie Nicolai auf Friedrich den Großen ist Rahel auf Jena gefolgt; die deutschen Siege von 1870 scheinen wieder umgekehrt gewirkt zu haben. Berlin sollte dies bedenken. Berliner Größen, die einst in Deutschland eine wichtige Rolle spielten und die jetzt nach ihrem sehr beschränkten Werthe zutreffend taxirt werden: so Gutzkow in der Literatur und Laske in der Politik, könnten hier als warnende Beispiele dienen. Beide führten einmal auf ihrem Gebiet das große Wort; und beide sind im Grunde nur triviale Persönlichkeiten; für „eminent“ hält man sie jetzt nicht einmal mehr in Berlin. Es giebt Fälle, in denen die deutsche

Bildung und die Berliner Bildung sich sehr entschieden von einander abheben: „Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat“ sagt Goethe und „wer wird heute noch Sterne lesen?“ schreibt Julian Schmidt. Das „je“ und das „heute“ widersprechen sich eben zuweilen; und hier recht stark. Berlin ist die Stadt der Intelligenz, wie Rom die Stadt der Frömmigkeit ist; man sucht sie dort, aber man findet sie dort nicht immer.

Ein todtcs Wissen, verbunden mit einer nur auf Tagesereignisse und Tagesinteressen gerichteten Gesinnung, führt sicher zur Trivialität, zu dem Erbtheil Nicolai's. Den Magneten und Magnaten der heutigen deutschen schönen Literatur, welche vorwiegend in Berlin domiciliren, klebt durchweg etwas von diesem trivialen Geiste an. Das Ueberwuchern der Romanliteratur in dem Deutschland der letzten zwanzig Jahre ist nicht nur zufällig von dem Verschwinden einer wahrhaft bedeutenden poetischen Produktion, im engen und strengen Sinne dieses Wortes, begleitet gewesen. Eine schöne Literatur, die vorwiegend für das „schöne“ Geschlecht geschrieben wird, hat sich selbst gerichtet; sie verlernt, männliche Töne anzuschlagen und wird damit unproduktiv. Es ist nicht gut, daß die zierliche und innerlich marklose Erscheinung eines Paul Heyse auf dem deutschen Parnas als GröÙe ersten Ranges gilt; und es ist noch schlimmer, daß sie mit Recht dafür gilt; Porzellan ist nicht Marmor. Und der große „Berliner Roman“ läßt bekanntlich noch auf sich warten. In der Literatur giebt es eigentlich nur zwei Genres: Goethe und Kogebue; die jetzige deutsche Bühnendichtung, ebenfalls von Berlin beherrscht, huldigt durchaus dem Genre Kogebue und Raupach; und was dieses gegenüber dem Genre Goethe bedeutet, weiß man. Daß Kogebue technisch von den jetzigen Bühnengrößen übertroffen wird, macht die Sache nicht besser; es kommt auf den prinzipiellen Unterschied an; und dieser zieht sich gleichmäßig durch die heutige triviale wie die einstige klassische deutsche Literaturperiode. Berlin vertritt, jetzt wie damals, den Geist der Trivialität; und das ist nicht gut. Schon Voerne hat sich in köstlicher Weise über die noch jetzt gangbare Gewohnheit der gebildeten Berliner lustig gemacht: geistige oder sonstige Tagesfragen durch gewisse Schlagworte abzuthun, die dann jeder von ihnen dem andern nachspricht; und ganz kürzlich noch gab man in einer großen deutschen Zeitung den inferioren Standpunkt der heutigen deutschen Literatur und ihres Publikums zu, fügte aber naiverweise zur Entschuldigung bei: daß „in einer so großen Stadt der Einzelne keine Zeit habe, sich ein eigenes Urtheil über geistige Dinge zu bilden“. Das mag sein; aber dann muß man sich eben eines Urtheils enthalten; und am allerwenigsten darf man, unter solchen Verhältnissen, Anderen das Urtheil vorschreiben wollen. Berlin wird, soweit geistige Dinge in Betracht kommen, nunmehr im übrigen Deutschland eifrig nachgeahmt; diese Art von unverdienter Geisteshegemonie kann sehr schlimme Folgen haben. Gesunde und fern von Berlin lebende

Goethe und
Kogebue.

Persönlichkeiten, es darf nur an die bereits oben erwähnten Keller und Storm erinnert werden, entziehen sich ihr freilich; sie stehen auf eigenen Füßen; aber es ist kein gutes Zeichen, wenn diese Früchte nur in den entlegensten Winkeln des deutschen Reiches wachsen. Kommt das Echte eines Staats- oder Volkslebens an seine Peripherie, das Uechte aber ins Zentrum zu liegen, so wird das Ganze hohl.

Preussische
Bildung.

In der That ist etwas Hohles in der preussischen Geistesbildung; sie hat sich mehr von außen nach innen, als von innen nach außen entwickelt; sie ist eine erweiterte Berliner Bildung. Ihr fehlen vorzüglich zwei Dinge: echte Philosophie und echte Volksthümlichkeit; sie denkt nicht und sie fühlt nicht; dadurch wird sie, in vieler Hinsicht, äußerlich und oberflächlich. „Ich war achtzehn Jahre alt und konnte so gut wie gar nichts; wäre ich der heutigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich leiblich und geistig zu Grunde gegangen“ sagt A. von Humboldt. Regulative können das Leben zwar reguliren, aber es nicht hervorrufen; unter Umständen es sogar ersticken. Manche Regierungsverordnungen über das höhere Schulwesen in Preußen erinnern bedenklich an die beiden Kuppelbauten auf dem Gensdarmenmarkt in Berlin; außen klassisch prunkreich vielgegliedert anspruchsvoll; und innen: zwecklos. Hier hat der preussische Kommandogeist einmal über seinen Bereich hinausgegriffen; weder Kunst noch Bildung lassen sich auf Kommando erzeugen; sie keimen wachsen blühen langsam aus der Volksseele. „Schneider für Civil und Militär“ soll die Kultur nicht sein. Soweit wie Boerne braucht man freilich nicht zu gehen, der in seinen weniger deutschen als „Pariser“ Briefen schrieb: er ist ein Preuße, also ein Windbeutel; doch ist es nicht zu leugnen, daß gerade auf dem geistigen Gebiete das Schneidige und Draufgeherische der Preußen öfters in's Windige umschlägt. Das hat sich von Nicolai bis Dubois-Reymond gezeigt. In Bezug auf das Erziehungs- und Examenwesen hat Disraeli schon vor langer Zeit Preußen mit China verglichen. Es fehlt der gegenwärtigen deutschen Bildung, die durch die innere und äußere Politik Preußens so sehr beeinflusst wurde, an dem eigentlichen inneren Wohlklang; Mars war den Mäusen nie befreundet; aber vielleicht ist es dem deutschen Volk noch vergönnt, sich Preußen für seine einigende Thätigkeit dankbar zu erweisen, indem es jene Hohlheit oder Lücke mit den Schätzen seiner Seele an- und ausfüllt. Preußen gab den Becher, so mag Deutschland den Wein geben. Es kann nicht schaden, ja es kann nur nützen, wenn in die preussische Kühle etwas deutsche Wärme hineinkommt; ein kühler Kopf ist gut, aber nur wenn ein warmes Herz unter ihm sitzt; sonst tritt eine seelische Verknöcherung ein. Wenn Nüchternheit ihre Grenzen überschreitet, wird sie trivial. Der nicolaitische Geist war politisch berechtigt; geistig ist er es nur sehr theilweise; das deutsche Herz gehört der Idealität; und diese Idealität hat sich jetzt als eine Herrschaft des Individualismus d. h. der Kunst zu betheiligen. Deutschland kann das preussische Rückgrat, für

das politische Leben, nicht entbehren; aber den freien Gebrauch seiner Glieder, für das geistige Leben, muß es behalten; eine Verinnerlichung der preussischen und deutschen Bildung, wie sie jetzt ist, muß daher nothwendig vor sich gehen.

In militärischen Dingen ist die Schablone nicht nur erlaubt, sondern Der militärische Geist. geboten; durch dies Medium hat sie sich unzweifelhaft der geistigen Bildung Preussens mitgetheilt; aber diese soll jetzt in derjenigen Deutschlands aufgehen. Preußen ist auf politisch-militärischem Gebiet durch seine Disziplin groß geworden; aber der Unteroffizier, im geistigen Sinne, hat dort öfters zu sehr das Wort gehabt. Er hat hier und da seine Kompetenz überschritten, indem er die ihm geistig Uebergeordneten kritisiren und corrigiren wollte. Möge also der preussische Offiziersgeist, im innerlichen Sinne, wie er in Kant Herder Humboldt lebte, über den entsprechenden preussischen Unteroffiziersgeist, wie er in Wöllner Nicolai Dubois-Reymond sich kundgegeben hat, dauernd triumphiren. Die Bigotterie eines Wöllner und seiner Nachfolger sowie die Aufklärung eines Nicolai und seiner Nachfolger sind beide gleich leicht und ordinär; sie stehen der reinen Empfindung, dem Mysticismus wenn man will, auf welchem alle echte Religion wie Kunst beruht, gleichermaßen fremd und feindselig gegenüber. Ein beschränkter Horizont ist immer für den Inhaber desselben eine Art von umgekehrtem Heiligenschein. Preußen sollte deshalb seine vornehme Seite nach außen kehren; es sollte sie, wie dies im militärischen Leben schon üblich und selbstverständlich ist, auch im geistigen Leben dominiren lassen; das ist auch eine Pflicht, die sein hoher deutscher Beruf ihm auferlegt. Jede Art von Organisation beruht auf Subordination, mag man diesen Begriff nun gröber oder feiner auffassen; Subordination ist daher auch auf dem geistigen Gebiet ein- und durchzuführen; Nicolai soll vor Goethe Ordre pariren. Das wäre einmal ein gesunder Uebergriff des Militarismus auf das bürgerliche Leben. Allerdings werden sich die bewußten oder unbewußten Anhänger Nicolai's gegen eine solche Subordination eben so sehr sträuben, wie die meisten jetzt noch lebenden Deutschen sich einst gegen die politische Subordination unter Preußen gesträubt haben; aber wahrscheinlich wird ihr Widerstand in diesem Fall ebenso wenig erfolgreich sein wie in jenem früheren; die Geschichte ist mächtiger als menschliche Wünsche. Und wenn etwa ein Mann kommt, der eine solche Revolution der Anschauungen vollbringt, so wird man ihn sicherlich ebenso sehr zuerst hassen und dann lieben, wie Bismarck. Der Deutsche hat sich militarisirt; er muß sich nun auch civilisiren, mit oder wider Willen; Civilisation beruht auf Unterordnung der niederen Triebe und Anschauungen des Menschen unter die höheren. Subordination ist preussisch; und so gemeint würde eine preussische, keine Berliner Bildung für den Deutschen gerade die rechte sein; möge er verstehen, zu lernen. Und möge er bescheiden sein.

Berlin und
Nordamerika.

„Mag der Nationalismus auch noch so nöthig und gut sein auf anderen Gebieten, aber für die Kunst ist er der Tod“ sagt Cornelius. Berlin ist von jeher ein Sitz des Nationalismus gewesen. Ein negativer Zug, eine gewisse geistige Leere bei und trotz aller äußeren Betriebsamkeit überwiegt im Charakter des Berliners. Noch vor Kurzem erst hat Bismarck Berlin „eine Wüste von Ziegelsteinen und Zeitungen“ genannt; Wüsten sind bekanntlich heiß und trocken; auch die Berliner geistige Atmosphäre ist dies; der eigentliche fruchtbare und befruchtende Hauch fehlt ihr; es ist ein Hauptsitz der registrirenden und fast ein Gegner der schöpferischen Bildung; bis in die neueste Zeit hinein sind eigentlich schöpferische Künstler, wie Menzel, nicht durch sondern geradezu gegen Berlin emporgekommen. Berlin hat nicht sie, sondern sie haben Berlin groß gemacht. Die Reichshauptstadt ist in diesem Jahrhundert so rasch gewachsen, wie sonst nur nordamerikanische Städte; und wenn man weniger die äußere als die innere Erscheinung der Stadt d. h. die geistige Durchschnittsphysiognomie ihrer Bewohner ins Auge faßt, so ist die Uebereinstimmung fast noch größer. Stammesgemeinschaft ist immer Seelengemeinschaft; und Seelengemeinschaft ist immer Interessengemeinschaft; hier berührt sich die Politik mit den geheimsten Pfaden des Naturlebens; und auch ein Friedrich II mochte Das empfunden haben, wenn auch vielleicht in umgekehrter Schlußfolgerung, als er sich sofort dem neuerstandenen Freistaat jenseits des Ozeans anschloß. Nordamerika ist eine niederdeutsche Siedelung nach Westen, Preußen eine solche nach Osten hin; jene ist auf friedlichem, diese auf kriegerischem Wege entstanden; beide aber verleugnen ihre gemeinsame Heimath nicht. Rastloser Geschäftsgeist charakterisirt den Anwohner der Spree wie den des Hudson; aber freilich ist eben diese Unruhe auch dem Aufblühen eines selbstständigen Geisteslebens beiderseits hinderlich gewesen; Universitäten und Museen, welche man hier wie dort mit großem Eifer gründet und pflegt, erzielen ein solches noch nicht. Diese gleichmäßige Entwicklung geht bis zu Aeußerlichkeiten: das Kapitol und die Bildung zu Washington ist nur eine etwas vergrößerte und vergrößerte Auflage der Kirchen am Gensdarmenmarkt und der Bildung zu Berlin. Beiderseits zeigt sich ein Hasten und Zagen nach mannigfachen Bildungsergebnissen; beiderseits aber auch ein Mangel an stillem ruhigen Wachsthum von innen heraus; man treibt Raubbau an der Kultur; der praktische Sinn der Niederdeutschen geht gewissermaßen mit ihnen durch. Es ist eine falsche Anwendung hier kaufmännischer, dort staatsmännischer Grundsätze auf das geistige Leben; Fabriken und Verwaltungsbezirke lassen sich zwar von außen organisiren; Kunst- und Geisteswerke aber nur von innen. Es wäre an der Zeit, das *sum cuique* auch hier anzuwenden; mit Geld und mit Beamten läßt sich viel machen; aber nicht Alles.

Berlin ist auch darin nordamerikanisch, daß ein bedeutender Bruchtheil seiner Einwohnerschaft stets aus Zugewanderten besteht; je mehr Ber-

treter idealer Interessen und selbstschöpferischer Geisteskraft sich unter diesen Zugewanderten befinden, desto besser wird es für Berlin und für Deutschland sein; Berlin wird dadurch seinen Charakter nicht ändern, aber es wird ihn heben. Hoffentlich wird diese Stadt nicht zum zweiten Mal einen Lessing Winkelmann Karstens Semper von sich stoßen — wenn Dieselben sich in einer den heutigen Verhältnissen angemessenen Gestalt wieder vorfinden sollten. Nordamerika erzeugt zahllose Civilingenieure und Berlin zahllose Regierungsbaumeister; aber es sind „mechanische“ Ingenieure und Baumeister; die mechanisch und geistig gleich tüchtigen Kräfte in der Art, wenn auch nicht von der Höhe eines Leonardo Svedenborg Semper lassen auf sich warten. Die Ueberkultur diesseits und die Unkultur jenseits des Ozeans begegnen sich in ihren Mitteln; leider aber auch in ihrem Erfolg; welcher bisher, soweit es sich um neuschöpferischen Geist handelt, beiderseits gleich Null geblieben ist. Dieser Erfolg ist nur auf einem einzigen Wege zu erreichen; durch schöpferische konstruierende organisirende Persönlichkeiten: und zwar nicht im staatlich-administrativen, sondern im geistig-künstlerischen Sinne. Vene hat man, diese nicht. Das biblische Gleichniß vom Sauerteig gilt auch hier; und es trifft mit den besten und höchsten Resultaten der Wissenschaft darin zusammen: daß Organisches sich nur aus Organischem entwickelt. An diesem Tröpfchen organischen Geistes hat es in Berlin wie Nordamerika, auf geistig-künstlerischem Gebiet, bisher gefehlt; findet dieser letztere sich nicht ein, so ist Geld und Mühe umsonst angewendet; ihn zu suchen und zu fördern, soweit er etwa vorhanden ist, das ist die höchste Aufgabe aller derjenigen staatlichen Faktoren, welche sich der Kunstpflege widmen wollen. Und darüber, in welcher Richtung er zu suchen ist, kann ein Blick auf Rembrandt belehren. Rembrandt's Bilder kann man kaufen, seinen Geist nicht; oder doch; wenn man ihn wieder zu erwecken weiß und Geldmittel hierfür richtig anwendet. Dann wird er auferstehen.

Die Art, nicht der Grad seiner Begabung ist hier maßgebend. Es kommt weniger auf die Höhe der Leistungsfähigkeit eines Menschen, als darauf an, daß er reale und ideale Interessen in sich gleichmäßig entwickele; es kommt auf Abrundung seines Wesens an. Da liegt's. Auch der Unbedeutende kann in seiner Art genial sein, wenn er seine Person zu vollkommenem Gleichmaß abrundet; und der Geniale wird es desto mehr sein, je mehr er Ebendasselbe thut. Das Genie, im Sinne der Armeeringliste, ist eine gute Waffe; aber das Genie, im geistig schöpferischen Sinne, ist eine noch bessere Waffe; das sollte der Waffenstaat Preußen nicht vergessen. Ein Schwert ist, wie jede Waffe, etwas Mechanisches; und darum etwas Todtes; es bekommt erst dadurch Werth und Leben, daß es von einem „organischen“ Wesen gehandhabt wird. Das gilt von dem politischen wie von dem Geistes Schwert Deutschlands. „Politik ist die Kunst, mit gegebenen Größen zu rechnen“ nach Bismarck; Berlin

Deutschland
und Berlin.

ist für das deutsche Volk eine gegebene Größe; die „Kunst“ besteht also darin, mit dieser Größe zweckentsprechend zu rechnen. Das heißt: es handelt sich darum, dem Berliner Geist innerhalb der deutschen Gesamtentwicklung seinen Platz anzuweisen, nicht zu hoch und nicht zu niedrig. Berlin ist Deutschlands politische Hauptstadt; aber es ist nicht zu wünschen, daß es seine geistige Hauptstadt werde; Beides als identisch anzusehen, ist unlogisch und undeutsch. In der Wissenschaft, wo es auf Individualität weniger ankommt, läßt sich vielleicht eine Zentralisation der betreffenden Einzelbestrebungen auf einen oder mehrere lokale Mittelpunkte des nationalen Lebens wünschen und durchführen; obwohl gerade das krankhafte Anschwellen einzelner großer Universitäten im heutigen Deutschland, z. B. Berlins auch seine großen Bedenken hat; aber in der Kunst, wo Individualität Alles ist, ist Zentralisation Nichts oder vielmehr sie ist schlimmer als Nichts; sie ist der Untergang. Eine Zentralisation Pointirung Hypnotisierung des gesamten geistigen Lebens auf einen Punkt hin, wie in Paris, führt zur Nervenzerrüttung; die einmal vorhandene und vorgeschriebene Form der staatlichen Entwicklung darf hier nicht zu Mißgriffen auf geistigem Gebiet verführen. In der deutschen Politik hat man die Forderung, durch Einheit zur Freiheit, ausgegeben; für das geistige Leben heißt es sie umkehren; die „Einheit“, nach welcher hier gestrebt werden muß, ist die jedes Einzelnen, die Individualität; und zu ihr gelangt man nur durch die Freiheit. Was in der Politik Desorganisation ist, die völlige Zerstreuung der Kräfte auf viele kleine Zentren, das ist in der Kunst Organisation. Man hat behauptet und es ist vielleicht wahr, daß die Berliner Bewegung von 1848 dem deutschen innerpolitischen Leben einen uneinbringlichen Schaden zugefügt habe; mit dem deutschen künstlerischen Leben darf es nicht ebenso gehen. Caveant consules. Keine Bildung hat mehr Schablone, als die Berliner; kein Künstler hat weniger Schablone, als Rembrandt. Kant Herder Goethe Schiller Humboldt Cornelius Bismarck, sie alle gravitiren nach ihm hin; und er selbst gravitirt wieder nach der Urkraft des deutschen Volks, dem Individualismus; dies Planetensystem von geistigen Kräften darf nicht gestört werden. Berlin Preußen Deutschland hat sich ihm einzuordnen.

Rembrandt
und Berlin.

Es sieht einer homöopathischen Kur ähnlich, wenn man der heutzutage so verschwommenen deutschen Bildung den anscheinend verschwommensten aller Maler zum Muster empfiehlt; aber andererseits ist es gerade eine stark allopathische Kur, wenn man der heutigen Berliner Bildung Rembrandt, diese von innerer Gesundheit strogende Persönlichkeit, als ein Heilmittel verschreibt. Denn Nichts ist zu allen Zeiten im eigentlichen Berlin seltener gewesen, als eine gesunde natürliche Genialität; es neigte sich auf künstlerischem Gebiete stets zu zwei Extremen: Nüchternheit und Ueberspanntheit; es schwankt zwischen Nicolai und E. T. A. Hoffmann, Müllner-Houwald und dem „jüngsten Deutschland“. Selbst in der Berliner Plastik

machen sich diese zwei Strömungen bemerkbar; auf den akademisch=ledernen sog. Wangelbrunnen folgt nunmehr der ausschweifend=barocke sog. Vegasbrunnen; aber freilich auf wie lange? Genau wie in der Politik, stehen sich hier Stock=Konservative und Wüst=Freisinnige gegenüber; genau wie dort, schießen Jene rechts und Diese links am Ziele vorbei. Es wäre gut, wenn zwischen beiden geistigen Richtungen eine mittlere Diagonale eingehalten würde; glücklicherweise ist sie latent schon vorhanden. Der Durchschnittsberliner von heute wie von einst kennt nur das Geschäft und das Vergnügen; aber in diesen beiden Reichen bewegt sich die Kunst nicht. Trotzdem haben zwar nicht aus Berlin stammende, wohl aber in Berlin thätige Männer gerade künstlerisch dort Großes und Größtes geleistet; sie haben damit auch geistig Berlin den Charakter einer Kolonie gewahrt; im Grunde ist jede große Hauptstadt eine — innere — Kolonie desjenigen Landes, dem sie angehört. Berlin gehört Deutschland und im engeren Sinne Niederdeutschland an; es hat sich denn auch eine niederdeutsche Charakterader bewahrt; ihr gehören eine ganze Anzahl von geistigen Persönlichkeiten an, welche sich aus dem dortigen bunten Völkergemisch vortheilhaft abheben. An sie wird eine etwaige innere Weiterentwicklung Berlins anzuknüpfen haben; sie könnte und sollte im Zeichen Rembrandt's geschehen. Die durchaus niederdeutschen Künstler: Schlüter Karstens Schinkel Rauch sind die kenntlichsten Pioniere einer solchen Umbildung gewesen; und Andere standen ihnen zur Seite; Lessing hat die Nüchternheit zur Kritik und L. Devrient die Ueberspanntheit zur Dämonik erhöht. Devrient, eigentlich de Briendt, war von holländischer Abstammung. Sie alle sind fremde Pflanzfreier auf dem Baume des Berlinerthums; und man sagt, daß edles Obst, auf Holzapfelmästen gesenkt, gut gedeiht; am besten aber gedeiht es, wenn diese vorher gekappt werden; so muß auch Berlin einen Theil seines bisherigen Nimbus verlieren, um ihn auf bessere Weise wiederzugewinnen. Die Gorgo mußte geköpft werden, ehe der Pegasus geboren werden konnte.

Im weiteren Umkreise des preussischen Staates sowie des geistigen Lebens spiegeln den obigen Gegensatz die durch Geburt und Leben der früheren preussischen Residenzstadt Königsberg angehörigen und einander persönlich befreundeten Männer: Kant und Hamann wider. Jede Uhr hat Pendel und Gewicht. Menzel seinerseits neigt sich wieder mehr zur Nüchternheit; in ihm hat die im engeren Sinne so zu nennende Berliner Kunst ihren bisher höchsten Vertreter gefunden; er ist berlinisch und doch niederdeutsch. Schadow steht ihm in der Plastik, Chodowiecki in der Klein Kunst ebenbürtig gegenüber; beide sind echte Berliner; nur daß Jener mehr die historische und staatliche, Dieser mehr die private und idyllische Kunst wie Lebensanschauung vertritt. Auch hier streben schließlich die guten wie die üblen Geister einem einzigen großen Ziele zu: der Bethätigung echt deutscher und echt künstlerischer Gesinnung; ist dasselbe erreicht, so wird

Weschl.